Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1837

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **118 (1839)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-372407

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1837.

Von der Witterung und Fruchtbarkeit.

Der Herbst und Spätsommer 1837 war für die Früchte wegen seiner Unlieblichkeit nicht sehr günstig. Die Weinlese fiel deßhalb nicht befriedigend aus. Auch die Obsterndte fiel nicht sehr reich aus; das Getreide hielt sich auf mittlerm Preise. Mit dem November stellte sich der Winter ein, der wegen langer Dauer demjenigen von 1836 auf 1837 an die Seite gestellt werden darf, hier ziemlich gelinde Witterung hatte, in tiefern Gegenden aber, namentlich in Deutschland mit einer Kälte begleitet war, die diejenige des Winters von 1830 übertraf. Der kurze Frühling, der einem troknen Vorsommer vorangieng brachte den höher gelegenen Orten noch öfters Schnee und schadete durch späte Reifen den Baumblüthen. Ein nasser Sommer, dem Heuwuchs nicht ungünstig, erschwerte die Getreideerndte und läßt von den Reben wenig erwarten.

Ueber Krieg und Frieden oder über die politischen Verhältnisse.

Der Stand der Dinge hat sich seit vorigem Jahr wenig geändert. Friede der europäischen Staaten gegen einander, in Spanien noch gleich unentschieden wie voriges Jahr der Kampf zwischen Don Carlos und der Königinn, Portugal noch in der nämlichen unsichern Lage, der Erschöpfung nahe, in Sizilien die Ruhe nur scheinbar hergestellt, die Tscherkessen von den Russen noch nicht bezwungen. — In der Türkei scheint der Kaiser mit seinem Vasallen, dem Vizekönig von Egypten, sich anbinden zu wollen, da dieser sich von jenem losbinden d. h. seine Unabhängigkeit von der Pforte durchsetzen möchte. Die Sache wird aber wahrscheinlich in Asien und Afrika ausgefochten werden. Einige unruhige Auftritte in Stockholm scheinen keine weitere Folgen zu haben. Die alten Mißhelligkeiten zwischen Belgien und Holland haben einstweilen nur noch Notenkrieg veranlaßt. Anstände zwischen Frankreich und Mexiko so wie zwischen ersterm und Buenos-Ayres in Südamerika werden mit bewaffneter Hand, nicht in diesem Welttheile gehoben, sondern an den Gestaden jener überseeischen Länder.

Merkwürdige Naturbegebenheiten.

Ueberschwemmungen.

Beispiellos ist das Unglück, welches letztes Frühjahr die beiden Städte Pesth und Ofen, in Ungarn, betraf. Nachdem das Eis der im letzten Winter überfrornen und zwischen diesen beiden Städten dahin fließenden Donau gebrochen war, sammelte es sich nahe unterhalb Pesth zu einem gewaltigen Eisstoß, der eine Ueberschwemmung verursachte, die Alles übertrifft, was je in der Gegend erlebt worden ist. Das Wasser stieg über 30 Schuh. Kein Fleck der ganzen Stadt Pesth war mehr vom Wasser befreit und fast stündlich sah man ein Haus zusammenstürzen, so daß die Bevölkerung in beständiger Angst schwebte, entweder durch die Trümmer der einstürzenden Gebäude erschlagen, oder von den Wellen verschlungen zu werden. Auf der Ofener Seite sah man von der Wasserstadt nur die Dächer der Häuser aus den Fluthen hervorragen. Anderswo sah man die Einwohner, Greise, Männer, Weiber und Kinder auf den Dächern ihrer eingestürzten Häuser sitzen, wo sie den vorüberrudernden Schifflein und Flößen um Hilfe zuriefen. Zu diesem namenlosen Elend gesellte sich noch wahre Hungersnoth. Es fehlte an Brod und Fleisch, da sich die Bäckereien und Fleischbänke unter Wasser befanden, und die Zufuhren vom Lande von allen Seiten durch das Wasser abgeschnitten waren. Der Schaden dieser Ueberschwemmung ist unermeßlich. Denn nicht allein wird die Zahl der eingestürzten Häuser auf mehr als 1500 angegeben; der Verlust an Waaren, die in den Kaufläden durch das Wasser zu Grunde gingen, ist ebenfalls außerordentlich und um so größer, als seit 8 Tagen die alljährliche Messe den Reichthum ganz Ungarns in Pesth zusammengeführt hatte. Der Jammer ist gränzenlos. Die Familien sind zerrissen, Eltern verloren ihre Kinder, Kinder ihre Eltern, Eheleute ihre Gatten und die wohlhabensten Leute ihre gesammte Habe. In Pesth, wo seit mehreren Jahren alle Spur der Straßenbettelei verschwunden war, ist man jetzt überall von Schaaren bettelnder Greise, Männer, Weiber und Kinder umgeben und Wenige nur sind im Stande, durch kleine Gaben die große Noth zu lindern. Indessen zeigt sich die Theilnahme der entferntern Gegenden auf rührende Weise. Schiffe mit reicher Ladung an Lebensmitteln gehen von verschiedenen Orten, vornehmlich von Wien nach der verunglückten Gegend ab und die öffentlichen Sammlungen nehmen den erfreulichsten Fortgang. An der Spitze derselben steht der Hof mit einem Beitrag des Kaisers von 20,000 fl., der Kaiserin mit 5,000 fl., der Kaiserin Mutter mit 5,000 fl., des Erzherzogs Franz Karl 4,000 fl. und Ludwig 3,000 fl.

Feuersbrunst.

Am 7. Herbstmonat, Nachmittags 2 Uhr, brach unter dem wüthendsten Sturmwinde, von den Bergen herab, in einem Weiler nahe dem großen, reichen und schönen Dorfe Heiden, Kanton Appenzell, in einer Schmiede Feuer aus und legte innert 5 Stunden über 70 Häuser

und nebst der Kirche 50 andere Gebäude in Asche. Der Anblick war furchtbar. Weit in der Gegend herunter wurde das Feuer getragen. Es gab Standpunkte, auf denen man bei fünfzig Häuser mit einander aufflammen sehen konnte. Die Kirche, Schule, Pfarrhaus, Alles ist weg und vom ganzen Dorfe steht nur noch Ein Haus. Der Sturm und zum Theil Mangel an Wasser liessen wenig Hülfe leisten. An den meisten Orten konnte wenig Habe gerettet werden. Das Feuer zog sich an der Landstraße bis weit unter das Dorf hinab und bedrohte sogar das davon eine Stunde entfernte Dorf Thal im Rheinthal unten. Den Schaden schätzt man beinahe auf eine halbe Million. An Menschen ist kein Unglück geschehen. Mitten unter den abgebrannten Gebäuden steht noch ein einziges Haus, das mit der angestrengtesten Thätigkeit gerettet werden konnte. Die appenzellische Brandversicherungsanstalt, in der die meisten abgebrannten Häuser versichert waren, bekommt fl. 155,300 zu vergüten. In einer Reihe glücklicher Jahre ist ihr Vermögen auf fl. 50,000 angewachsen.

Gewitter.

Montags, den 28. Mai, Abends circa 5 Uhr, fuhr aus einer schwarzen Gewitterwolke, welche über die westlichen Höhen der Gemeinde Urnäschen zog, ein Blitzstrahl durch die Vorderseite in das Haus des Joh. Mettlers am Sulzbrunnen, Gemeinde Urnäschen, Kt. Appenzell ein. Das Haus wurde jedoch nur sehr leicht beschädigt, dagegen ein achtjähriges Mädchen, das auf der Fensterbank spuhlte betäubt zu Boden geworfen. An seinem Oberkleide über dem linken Schulterblatt, womit es an dem Gesimse anlehnte, drang der Funke durch und machte darein ein Loch von der Größe eines Hasenschrotes. Auf dem Schulterblatt selbst war, obwohl das Hemd völlig unversehrt blieb, eine Brandwunde im Umfange eines halben Thalers bemerkbar. In der Gegend der linken Lende, bis wohin sich von der bezeichneten Brandwunde auf der Oberhaut ein Streif zog, findet sich noch eine kleine excorite Stelle und über derselben wieder ein Loch durch das Oberkleid. Das Ktnd befindet sich ganz wohl und soll die Mutter gleich nach dem Vorfalle um Verzeihung gebeten haben, daß es von der Bank herunter gefallen sei.

Ueber vulkanische Ausbrüche (feuerspeiende Berge).

Da nicht selten von feuerspeienden Bergen (Vulkanen) geredet und gelesen wird, wie z. B. der Vesuv in Italien in jüngster Zeit seinen Spuck wieder ziemlich arg getrieben hat, so mag hier eine Beschreibung derselben, da sie ebenfalls zu den großen Naturmerkwürdigkeiten gehören, nicht am unrechten Orte sein.

Wiewohl in den Vulkanen die innere Thätigkeit ohne Zweifel ununterbrochen fortdauert, so erfolgen doch nur manchmal kräftigere Ausbrüche. Die Vorboten derselben sind Rauchsäulen, die sich mit sehr großer Geschwindigkeit aus dem Krater des Vulkans erheben und meistens aus Wasserdunst, Wasserstoffgas, kohlensaurem Gas bestehen, manchmal sogar auch Schwefelsäure und Salzsäure mit sich führen und nicht selten ungeheure Regengüsse verursachen. So wie dieser Rauch häufiger wird, führt er auch Asche mit sich und bekommt dadurch ein weißliches Ansehen, ja die Asche erscheint oft in so großer Menge, daß dadurch die be-

nachbarten Gegenden völlig verfinstert werden. Winde führen sie in Gegenden, welche viele Meilen weit vom Vulkane entfernt sind. So wird erzählt, daß man beim Ausbruche des Vesuv's im Jahre 1794 vier Meilen weit selbst bei Tage nur mit Fackeln herumgehen konnte und daß die ganze, 50 Meilen weit entfernte Gegend von Calabrien ganz in Wolken gehüllt war. Auf die Asche folgt gewöhnlich feiner Sand. Dieser wird von vielen Vulkanen in so großer Menge ausgeworfen, daß er bei manchem, wie z. B. beim Aetna in Italien, die Hauptmasse des Berges bildet, aus dem der Ausbruch erfolgt. Zu diesem kommen noch Schlacken von Materien, welche im vulkanischen Heerde geschmolzen und emporgeschleudert werden, dabei erhärten, und in Gestalt abgerundeter Massen (vulkanische Bomben) herabfallen, wohl auch ungeschmolzene Steine, die wahrscheinlich von den Wänden der inneren Höhlungen losgerissen werden. Die Kraft, mit der diese fortgeschleudert werden, ist ungeheuer. Der Vesuv soll sie auf 3600 Fuß über den Krater in die Höhe treiben, und bei einem Ausbruche des Cotopaxi in Südamerika soll ein Felsenstück von 900 Kubikfuß 3 Meilen weit geschleudert worden sein. Mit minderer Kraft dringt die Lava hervor. Sie steigt selten bei großen Vulkanen bis zum eigentlichen Krater des Vulkans, sondern sucht sich durch Druck oder durch Schmelzung der Seitenwände einen Weg, fährt da schnell, wie geschmolzenes Metall, hervor, gräbt sich im Sande, der die Seiten des Berges umgibt, ein Bett auf und bewegt sich vorwärts. Wiewohl die Geschwindigkeit, mit der sie fortfließt, von der Neigung des Bodens und von der Zähheit u. Menge der Masse abhängt, so ist sie doch nur selten groß. Auf ebenem Boden geht sie kaum in einer Stunde um einige Schritte vorwärts. Dabei wird sie immer zäher und nimmt oft kaum, wenn sie auch noch fließt, von einem hineingeworfenen Steine Eindrücke an. Hamilton durchgieng sogar einmal einen, 20 Schritte breiten, noch im Flusse begriffenen Strom. Deßen ungeachtet ist sie nur mit einer harten Rinde überzogen, im Innern glüht sie noch und ist flüssig, ja man erzählt von Strömen, die nach Jahren noch im Innern flüssig waren. Man traf schon Lava, die seit einem Jahre nicht mehr floß, aber im Innern noch einen hineingestoßenen Stock anzündete.

Geburts-, Todten- und Ehen-Liste des Kant. Appenzell V. R. von 1837.

	Geboren.	Gestorben.	Ehen.
Trogen	82	88	19
Herisau	302	295	77
Hundweil	40	46	27
Urnäsch	109	94	40
Grub	38	41	5
Teufen	135	183	33
Gais	79	76	30
Speicher	81	105	24
Walzenhausen	52	28	22
Schwellbrunn	79	81	34
Heiden	76	70	19
Wolfhalden	72	65	15
Rehetobel	78	70	16
Wald	58	57	15
Rüthe	35	26	8
Waldstatt	36	27	13
Schönengrund	24	27	3
Bühler	49	38	16
Stein	45	61	10
Luzenberg	27	33	13
	1497	1511	437

Mehr gestorben als geboren 14 Personen.

Fernere Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse in verschiedenen Staaten Europens.

Frankreich.

Der Friede mit dem Araberhäuptling, Abdelkader war von keiner langen Dauer; im Herbst 1837 begannen die Feindseligkeiten wieder, die Franzosen rückten wohlgerüstet von den von ihnen besetzten Seestädten aus und eroberten am 9. Weinmonat Constantine, die Hauptstadt des innern Theils von dem ehemaligen algierischen Staate. — Im nemlichen Monate vermählte sich eine Tochter des Königs mit dem Herzog Alexander von Würtemberg, der bisher als General in russischen Diensten gestanden war. — Im Dezember ein abermaliger Mordversuch gegen den König, der aber vor der Ausführung entdeckt und vereitelt wurde. — In der Mitte des Monats Mai starb in Paris Fürst Talleyrand, in seinen 84 sten Altersjahre. Er war der erste Diplomatiker nicht nur Frankreichs sondern von ganz Europa. — Im Juni erklärte Frankreich an Mexiko den Krieg wegen Benachtheiligungen, welche die Franzosen in letzterm Staate sollen erfahren haben. Im August wurde die Herzogin von Orleans von einem Prinzen entbunden, der den Titel eines Grafen von Paris erhielt.

Großbritanien.

Im Herbst 1837 kehrten die englischen Hülfstruppen wieder aus Spanien zurück. — Bedeutende Aufstände in Canada in Nordamerika, das sich unabhängig von England machen wollte, konnten nur durch kräftiges Einschreiten gedämpft werden. — Im Januar brannte das Börse-Gebäude in London ab. (Siehe weiter unten eine besondere Abhandlnng hierüber). — Am 28. Brachmonat fand unter großem Gepränge die Krönung der Königin statt. In Birmingham wurde eine höchst zahlreiche (mehr als 200,000 Mann starke) politische Versammlung abgehalten, um die Nationalpetition für allgemeines Stimmrecht zu unterstützen. — Aus Indien vernimt man die Kunde von der Erstellung eines neuen Kriminalgesetzbuches für das ganze, unter brittischer Obhut stehende Reich. Es ist das Ergebniß einer Arbeit von 4 Jahren und entstanden unter der Feder eines englischen und dreier englisch-indischer Gesetzeskundiger.

Deutschland.

Im Herbst 1837 grifft die Cholera im deutschen Norden ziemlich stark um sich. — Durch Bundestagsbeschluß ist am 9. November das allgemeine Verbot des Nachdrucks im ganzen deutschen Bundesgebiet beschlossen worden. — Die Streitigkeiten der preussischen Regierung mit dem Erzbischoff von Köln, der gemischte Ehen durchaus nur unter der landesungesetzlichen Bedingung zugeben wollte, daß alle Kinder katholisch erzogen werden, erregten in ganz Deutschland viel Theilnahme und beschäftigte die Diplomatie. Trotz kräftigem Einschreiten der Regierung wurde diese Angelegenheit, die auch in polnisch Preussen Unruhe erregt hatte, bisher noch nicht bereiniget. — In Hannover herrscht fortwährend Spannng zwischen dem torystischen König und einem großen Theile seinen Unterthanen. — Im verwichenen Sommer hat ein Münzkongreß in Dresden die Prägung von 3 1/2, Halben- und Viertels-Guldenstücken beschlossen. — Die Auswanderungen aus Pommern, Schlesien u. s. w. um der Beibehaltung des lutherischen Glaubens willen nehmen in hohem Grade zu. Man spricht von Hunderttausenden mit sehr wackern Anführern.

Spanien.

Die Angelegenheiten in Spanien stehen noch gleich schwierig wie voriges Jahr. Das Land wird von den Karlisten in allen Richtungen ausgebeutet, die königliche Armee mehr hin und her marschierend als fechtend, zwar deren gemeine Truppen gut, ausdauernd und willig, aber die Geuerale wenn nicht durch Verrath, doch durch Zwietracht, Eifersucht oder Feigheit nicht selten müssig bleibend. In der Hauptstadt werden öfters karlistische Komplotte entdekt. Häufiger Ministerwechsel findet statt, an der Spitze des im verwichenen Herbstmonat neu ernannten Ministeriums steht der Herzog von Frias. — Im Frühjahr trat unter Munagorry in den baski-

schen Provinzen eine neue Partei auf. Ihr Wahlspruch war: Friede und Privilegien; sie hielt sich jedoch nicht lange und ihr Anführer mußte sich auf franzdsisches Gebiet retten. Ein im Juli zu den Christinern übergegangener karlistischer Offizier sagte aus, daß General Lichowiski dem Don Karlos 2 Mill. Franken vom russischen Kaiser überbracht habe. — Unter den vielen kleinern, nichts entscheidenden Treffen heben wir dasjenige vom 24. Heumonat in Solsona vorgefallene Gefecht heraus, wo die königlichen unter ihrem Befehlhaber Baron von Meer mit 7500 Mann 10,000 Karlisten geschlagen und die Hälfte davon kampfunfähig gemacht haben.

Portugal.

Im Herbstmonat vorigen Jahres kam die Königin mit einem Prinzen nieder, der den Titel eines Herzogs von Porto erhielt. — In Almaida war Anfangs dieses Jahres ein Truppenaufstand zu Gunsten Don Miguels ausgebrochen, der jedoch wieder gedämpft wurde. Im Frühjahr betrug die auswärtige Staatsschuld 10,525,300 Pf. St., die innere 11,132,908, zusammen 21,658,208. Eine neue, aus 138 Artikeln bestehende Verfassungsurkunde wurde gedruckt u. unter die Kortesmitglieder vertheilt. Im März fielen bedeutende Unruhen in der Hauptstadt vor, die selbst die Regentschaft der Königinn bedrohten. — Am Fronleichnamstag wurde in Lisabon ein Complot entdekt. Es waren einige Banditen zur Ueberfallung und Ermordung der Minister gedungen. Doch fehlte sogar der Antheil des Pöbels. Auch der König sollte in seinem Palast ermordet werden. Seither hat man den Anstifter des Ganzen, einen einzigen Mann entdekt und die Polizei ist der Verschwörer Meister geworden.

Italien.

Im südlichen Italien herrschte im verwichenen Spätjahr immer noch die Cholera und zum Theil durch letztere erregte Unruhen. — Die Zeitungen meldeten schaudererregende Gemälde der Gräuel in Syrakus während der Cholera und Anarchie. Auch die Schweizerregimenter haben durch die Cholera gelitten. — Durch Ordonnanzen wurde Sizilien zu einer bloßen Provinz von Neapel gemacht und verliert die vizekönigliche Verwaltung. In Neapel ist die Königinn mit einem Sohn niedergekommen. — Der Kaiser von Oestreich verherrlichte seine Krönung in Mailand im verwichenen Herbstmonat, durch eine allgemeine und unbedingte Amnestie für alle Lombarden, die seit dem Jahre 1814 in politische Ereignisse verwickelt waren.

Rußland.

In Odessa herrschte die Pest in ziemlich beunruhigenden Grade am Ende des vorigen Jahres. Die russische Armee hat mit dem tapfern tscherkessischen Bergvolk viel zu schaffen und erhielt im Herbst 1837 von demselben einen empfindlichen Schlag, worauf Absetzungen und Kriegsgerichte auf die unglücklichen russischen Generale fielen.

Gekrönte Häupter.

Reg. Antritt.		Geburtsjahr.
1831	Gregor XVI. römischer Papst.	1765
1835	Ferdinand I. östreich. Kaiser, König v. Ungarn, Böhmen, d. Lombard. ꝛc.	1793
1825	Nikolaus I. russischer Kaiser und König von Polen.	1796
1830	Ludw. Phil. I. König v. Frankreich.	1773
1818	Karl Johann XIV. König von Schweden.	1764
1833	Isabella I. Königinn v. Spanien.	1830
1837	Victoria I. Königinn von Großbrittanien.	1819
1837	Ernst I. König von Hannover.	1771
1808	Friedrich VI. König v. Dänemark.	1768
1826	Maria II. Königinn v. Portugall.	1819
1797	Friedr. Wilh. III. König v. Preussen.	1770
1831	Karl Albert I. König v. Sardinien.	1798
1831	Ferdinand II. König beider Sicilien.	1810
1825	Ludwig I. König von Baiern.	1786
1817	Wilhelm I. König v. Würtemberg.	1781
1836	Friedr. August I. König v. Sachsen.	1797
1815	Wilhelm I. König v. Holland.	1772
1831	Leopold I. König von Belgien.	1790
1832	Otto I. König v. Griechenland.	1815
1808	Mahmud II. türk. Kaiser.	1785

Großherzoge.

1830	Baden. Leopold.	1790
1821	Hessen-Kassel. Kurfürst Wilh. II.	1777
1830	Hessen-Darmstadt. Ludwig II.	1777
1828	Sachsen-Weimar. Carl Friedrich	1783
1824	Toskana. Leopold II.	1767

Vermischte Bruchstücke aus der Tagesgeschichte und anderes, belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Vorschläge zur Sicherung gegen den drohenden Holzmangel.

Die in unserer Zeit so häufigen Klagen über Steigen der Holzpreise und die immer lauter werdenden Besorgnisse über bald eintrettenden größern Holzmangel, veranlassen Einsender dieß, einige Mittel bekannt zu machen, wie seiner Ansicht nach dem Uebel gegenwärtig schon gesteuert, für die Zukunft wohl größtentheils ganz vorgebeugt werden könnte.

Diese Mittel bestehen für's Erste in möglichster Verminderung des Verbrauchs, so weit solche durch zweckmäßige Feuereinrichtungen erzweckt werden kann und für's Zweite im thätigen, einsichtsvollen Nachpflanzen nützlicher Holzarten.

Sehr nachtheilig auf den Holzverbrauch wirken die noch immer, besonders in bürgerlichen Wohnungen, in Menge bestehenden unzweckmäßigen Feuerordnungen, wobei dann an vielen Orten die allzu große Länge des Scheitholzes den unnützen Holzaufwand noch beträchtlich vermehrt.

Bei den meisten ältern Kochherden ist dem Feuer sein Weg in gerader Richtung unter den Kochgeschirren durch nach dem Rauchfange angewiesen, wodurch natürlich ein großer Theil der erzeugten Hitze ohne Nutzen für die Zubereitung der Speisen verloren geht, und in Folge dessen ein um so größeres Quantum Holz oder sonstiges Brennmaterial verwendet werden muß, um die verflüchtigte Hitze wieder zu ersetzen. Die Verminderung dieses Uebels wird man zwar vor der Hand der Zeit überlassen müssen, wenigstens in Bezug auf die ärmere Klasse, indem kaum anzunehmen ist, daß z.B. ein Hausvater, der von Jahr zu Jahr seine Mittel bestens zu Rathe halten muß, um nur seine Angehörigen gebührlich nähren, kleiden und erziehen zu können, dann noch obendrein eine solche beträchtliche Ausgabe machen werde oder könne, wie die Umarbeitung eines Kunstherdes erfordert; es wäre denn, daß er durch gänzlichen Verfall des bisherigen gezwungen würde.

Auch dann noch wird er einen Ofenbauer aufsuchen, der ihm das Nöthige möglichst wohlfeil herstellt, wobei er aber vermuthlich auf solche kommt, denen die Verbesserungen im Ofenbau fremd sind.

Leichter sollte dem zweiten angedeuteten Uebelstande abzuhelfen sein, wenn nicht bei vielen eingewurzelte, alte Vorurtheile und Gewohnheiten jeder Verbesserung entgegen träten. Es ist wohl einleuchtend das beim Verbrennen von Scheitholz solcher Länge, wie Einsender schon öfter wahrgenommen, wo 1/4 oder 1/5 des Scheites außerhalb dem Kochherde liegt und verbrennt, daß ganze Jahr hindurch ein ziemlich bedeutendes Quantum Holz ganz nutzlos verloren geht. Es wäre deßhalb höchst wünschenswerth, daß Jedermann theils an seinem Orte sich entschließen würde, theils durch Belehrung dahin zu vermögen suchte, den auf den Kochherd bestimmten Scheitern eine solche Länge zu geben, daß sie ganz in den Feuerraum gebracht und derselbe verschlossen werden kann.

Die Sorge für die Nachwelt, derselben ein für alle ihre Bedürfnisse hinreichendes Quantum Holz, sowohl Bau- als Brennholz hinterlassen zu können, erheischt die größte Aufmerksamkeit und eine unausgesetzte, von Umsicht geleitete Thätigkeit, nicht nur der betreffenden Oberbeamten, Holzvorsteherschaften, sondern auch jedes einzelnen Waldbesitzers. Diese Thätigkeit sollte sich hauptsächlich durch fleißiges Nachpflanzen abgeholzter Stellen mit dem jeweiligen Kulturplane derselben am besten zusagenden Holzarten kund geben.

In Bezug auf die Nachpflanzung von Nadelholz geschieht dieselbe an manchen Orten von der Natur selbst, wobei man also weiter nichts zu thun hat, als dem jungen Aufwachse die nöthige Sorgfalt zu widmen. Wo dieß aber nicht der Fall ist, besonders wo in Folge wahrzunehmender Culturänderung z. B. Nadelholz an die Stelle von Mittel- oder Laubholz treten soll, da kann die Nachpflanzung auf zweierlei Art statt finden, nämlich durch Setzlinge oder Samen. — Wo die Setzlinge ohne große Schwierigkeit in hinreichender Menge erhältlich sind, gewährt die erste Art den Vortheil, daß die

Pflanzung von Anfang an gesichert ist und einen Vorsprung von 3 — 4 Jahren vor einer mittelst Aussaat vorgenommenen hat. In Betreff der Wartung stehen sich beide Arten dieser Pflanzung einander ziemlich gleich. Die Setzlinge, welche man am zweckmäßigsten in einem Alter von 3 — 5 Jahren hiezu verwendet, werden 2 — 2 1/2 Fuß von einander gesetzt. Stand früher Laubhoz auf derselben Stelle, so muß der sich später zeigende Stockausschlag jährlich weggeschnitten werden, damit nicht die anfänglich langsam wachsenden Setzlinge überflügelt und im Wachsthum gehindert werden. Mit den Pflänzlingen selbst wird in den nächsten 5 — 6 Jahren nichts vorgenommen, als daß abgestorbene durch frische ersetzt und allfällig sich zeigende Doppelkronen ausgeschnitten wedren. Nach Verfluß dieser Zeit werden die Aeste von unten 1 — 3 Fuß hoch weggenommen, weil theils dadurch leicht ein allzu starker Saftabfluß statt finden könnte, theils aber auch durch einen dichten Schluß der Pflanze i das vorhandene Gesträuch und Unkraut allmählig unterdrückt wird. Nach Verfluß weiterer 4 — 6 Jahre wirft die Pflanzung schon einigen Nutzen ab, indem der Bestand bereits so dicht geworden ist, daß einzelne, von andern unterdrückte, Stämmchen herausgenommen werden können, welche schon zu mehrern Zwecken sich verwenden lassen; die ferner annähernd von 5 zu 5 Jahren vorzunehmenden Durchforstungen gewähren sodann einen immer höhern Ertrag und die Pflanzung selbst gewährt dem Beschauer mittelst ihres dunkeln Grüns einen freudigen Anblick, und der Gründer freut sich wohl in seinen spätesten Jahren noch der Tage, da er dieselbe angelegt.

Für die Pflanzung mittelst Aussaat wird unmaßgeblich folgende Methode vorgeschlagen: Die abgeholzte Waldfläche oder auch ein neu zu Waldboden bestimmtes Stück Land wird in 1 Fuß breiten und 2 Fuß von einander stehenden Streifen wund gemacht, d. h. das vorhandene Gesträuch, Unkraut oder Rasen wird mittelst scharfer Hauen abgeschürft. Diese Streifen werden sodann mit einer hinlänglichen Quantität Samen bestreut und hierauf ihrem Schicksale überlassen. Sehr zu verhüten ist hiebei jede weitere Auflockerung des Bodens, indem dadurch nur den Sonnenstrahlen und der Luft ihr verderblicher Einfluß auf die Würzchen der kaum dem Samen entsprossenen Pflänzlinge erleichtert, das Gedeihen der Saat hingegen sehr gefärdet wird. Im folgenden Herbste wird allfällig aufgewachsenes Gesträuch und Unkraut sorgfältig weggenommen; mit dieser Säuberung wird auch nach die folgenden 3 — 4 Jahre fortgefahren, indem diese hauptsächlich zum freudigen Gedeihen der Saat beiträgt.

Ist die Aussaat auf einem günstigen Boden, und in einem nicht allzu trocknen Frühlinge vorgenommen worden, so können schon im dritten Jahre Setzlinge für anderwärtigen Bedarf ausgehoben werden, und so ist der Besitzer in Stand gesetzt, sein Bedürfniß an Setzlingen aus eigener Pflanzung zu befriedigen, was noch den besondern Vortheil hat, daß solche selbsterzogene ausgehoben und sogleich an ihren neuen Bestimmungsort versetzt werden können, mithin ihre Wurzeln vor Austrocknung eher gesichert sind, als wenn die Setzlinge von oft entfernten Orten her bezogen werden müßen.

Jeder Holzbesitzer würde darum sehr in seinem Interesse handeln, wenn er nebst der Pflanzung mittelst Setzlingen noch besondere Aussaaten vornähme, um seinen Bedarf für die Folge selbst zu erziehen. Eine solche Pflanzung erheischt übrigens eine gleiche Behandlung, wie eine mit Setzlingen vorgenommene, die oben beschrieben worden.

Zum Schlusse dieser Anleitung sei auch noch einer lobenswerthen Einrichtung der zürcherischen Forst-Commission Erwähnung vergönnt, welche Lerchen-, Rothtann- und Forrensamen in großen Quantitäten bezogen und nun bei den 4 Kreisforstmeistern und in der Stadt Zürich Depots errichtet hat, wo dieser Saamen an Gemeinden, Corporationen und Privaten zu billigen Preisen, nämlich Lerchensamen zu 6, Rothtannsamen zu 4, Forrensamen zu 8 Bz. pr. Pfund und in beliebigen Quantitäten verkauft werden, wobei noch für die Käufer der Vortheil zu berücksichtigen ist, daß sie zu dem billigen Preise noch der Keimfähigkeit der Saamen gewiß sein können.

Ein weiteres Mittel, dem Holzmangel in Zukunft zu steuern bestünde in vermehrter Pflanzung von Obstbäumen, Kopfholz und weichen Holzarten. (Verbrtr.)

So dürfen z. B. allein im Kanton Zürich wenigstens 20,000 Obstbäume kultivirt werden können, ohne daß dadurch die übrigen Zweige der Landwirthschaft benachtheiligt würden, und es ist wohl klar, daß durch eine solche Vermehrung nicht nur der Obstertrag erhöht, sondern auch jährlich ein nicht unbedeutendes Quantum Breñ- und Nutzholz gewonnen würde. Auch in andern Kantonen könnte nach den gemachten Beobachtungen ebenfalls, und zwar in manchen eine noch weit bedeutendere Vermehrung der Obstbäume stattfinden. Hiebei ist auch noch der lobenswerthen Methode, Weinreben an Gebäuden aufzuziehen zu erwähnen, und es ist sehr zu wünschen, daß dieselbe an allen passenden Stellen nachgeahmt werde, denn wenn auch der jährliche Holzertrag nicht sehr bedeutend, so ist er dennoch für manchen Holzbedürftigen noch wichtig genug.

Schließlich kann in Folge selbstgemachter Beobachtungen und Erfahrungen sämmtlichen Landbesitzern die Anpflanzung von Pappeln, Weiden und Erlen an den Ufern von Seen, Flüßen, Bächen oder in sonst sumpfigem Lande nicht genug empfohlen werden. Diese Holzarten dienen nicht nur sehr gut zur Befestigung von Ufern der Gewässer, sondern werfen überdieß vom ungefähr 10ten Jahre an, von 3 zu 3 Jahren, einen bedeutenden Nutzen an Reisholz ab. Die beiden erstern besonders sind hauptsächlich als Kopfholz zu benutzen und werden deßwegen die jungen Stämme in beliebiger (doch mindestens 10 Fuß) Höhe abgeschnitten, worauf dann in 3 bis höchstens 4 Jahren eine stark bewaldete Krone sich gebildet hat. Diese Aeste werden sodann alle möglichst nahe am Stamme abgeschnitten, worauf wieder neue Triebe erscheinen u. s. f. Die Vermehrung dieser Holzarten geht wie allgemein bekannt mittelst Steckreisern sehr leicht vor sich; nimmt man daher zu dieser leichten Pflanzmethode noch den ebengezeigten Nutzen, so scheint es nur um so auffallender, daß nicht schon gerade im Kanton Zürich die vielen hiezu tauglichen Stellen mit solch wachsenden Bäumen längst beflanzt worden sind. — Gegenwärtig scheint die Kultur derselben etwas in Schwung zu kommen, denn es sind kürzlich in den Bezirken Winterthur und Bülach ganze Pflanzungen von Pappeln selbst in eigentlichen Waldbezirken angelegt worden, um dem Mittelwald einen dichtern, schnell Nutzen abwerfenden Bestand zu verschaffen. Im Bezirke Zürich sind auf erfreuliche Weise in einem kleinern Waldbezirke, ganz aus Laubholz bestehend, die durchziehenden Wege mit Pappelpflanzungen begränzt worden, was nicht nur in Beziehung auf vermehrte Holzpflanzung, sondern auch in Bezug auf Verschönerung Nachahmung verdient. Die hiebei benutzten Steckreiser oder Hölzer hielten 2 — 4 Fuß Länge und 1/2 — 2 Zoll Durchmesser, und solche, die augenscheinlich mit Gewalt in den Boden getrieben wurden und daher am obern Ende stark beschädigt waren, brachten dennoch im gleichen Jahre Triebe von 1/2 — 1 1/2 Fuß Länge hervor, was wohl ebenfalls als Beweis für die leichte Pflanzung gelten mag. Einsender schließt diesen Aufsatz mit dem Wunsche, daß die hier niedergelegten Beobachtungen und Erfahrungen recht fruchtbares Erdreich finden mögen.

Urtheil des sel. Doktor Hufeland, einer der berühmtesten und gelehrtesten Aerzte, über das Branntweintrinken.

Wir warnen vor Opium, Belladona u. s. w. als den gefährlichsten Giften, und dem Branntwein allein, einem Gifte, dessen zerstörende Wirkungen jenen Giften nichts nachgeben, haben wir das Bürgerrecht ertheilt und erlauben ihm, die schönste Blüthe der Generation zu vernichten. Kinder, Greise, Männer und Weiber, hohe und niedere Stände, überlassen sich diesem Genusse, — und ich sage es mit voller Ueberzeugung: die Menschheit litt noch nie an einer so gefährlichen und allgemeinen Krankheit, als diese Branntweinsseuche ist. Man sage nicht, daß ich übertreibe. Man braucht nur um sich zu bliken, um sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Ich sehe Kinder in der Wiege, deren erster Lebenskeim schon dadurch vergiftet wird; glückliche Ehen und Familien, die bloß durch diesen Feind der Menschheit moralisch und physisch unglücklich gemacht werden; unzählige Menschen, dadurch in der Blüthe ihrer Jahre in unheilbare Krankheiten gestürzt und sich und dem Staate zur Last werden; ja ganze Dorf-

schaften und Gegenden, die durch diese Seuche dem Untergange entgegentaumeln. Und was das Schlimmste bei dieser Krankheit ist und ihre Gefährlichkeit weit über die andern Krankheiten erhebt, ist: daß man sie schon in einem sehr beträchtlichen Grade haben kann, ohne es zu wissen, ja, daß sie uns sogar lange Zeit in dem täuschenden Gefühle erhöhter Gesundheit erhält. Aber wie kann man den Branntwein ein tödtliches Gift nennen, höre ich Manchen einwerfen, da man doch so viele Menschen Zeitlebens ohne sichtbaren Nachtheil Gebrauch davon machen sieht? Diesen brauche ich nichts weiter zu antworten, als daß auch der Opium von den Türken täglich und in Menge genossen wird, ohne daß er deßhalb aufhört, ein verderbliches Gift zu sein.

Gift nennen wir alles, was schon in geringerer Menge eine gewaltsame und verderbliche Wirkung im menschlichen Körper hervorbringen kann. Es giebt zwei Hauptklassen von Giften. Einige sind von scharfer, äzender Natur und tödten durch Entzündung des Magens, z. B. der Arsenik, Grünspan ꝛc. Andere hingegen wirken vorzüglich auf die Nerven, das Gehirn und die Sinne, erregen Betäubung, Schlaf, Raserei, Convulsionen und tödten durch Schlagfluß und Lähmung. Zu diesen gehört der Opium, die Belladona (Tollkirsche,) der Stechapfel ꝛc. und zu diesen gehört auch der Branntwein!

Was aber diesem Gifte besonders eigen und für jeden Menschen von Gefühl und Gewissen vorzüglich abschrekend ist, ist die ganz besondere Abstumpfung und Ertödung des edelsten Theils unsers Wesens, der Seele; sie verliert zulezt alle Kraft und Energie, allen Sinn für das Große, Edle und Schöne, — Scharfsinn und Urtheilskraft.

Liebe Leser unsers Kalenders und besonders ihr Bauersleute Jung und Alt, schreibet doch diese Worte eines verständigen und menschenfreudlichen Mannes, als ernste und wohlthätige Warnung, in die Tafel eueres Herzens ein!

Ueber Düngen mit Torf (Torben) auf Wiesen.

Düngung mit Torf ohne Beimischung.

Auf troknen Wiesen wirkt der von mir angewandte Torf außerordentlich düngend, jedoch schneller, wenn er vorher verwittert ist. Ich bemerkte im ersten Jahre keine Wirkung, wenn der rohe Torf im Frühjahr ausgestreut wurde und nicht sehr passende Witterung darauf folgte. Auch mit gefaultem Torf ist die Wirkung in diesem Falle nur gering, weshalb es stets besser ist, das Düngen im Herbste vorzunehmen. — Das Faulen des Torfs geschieht öfters in alten Torfstichen ohne besondere Beihülfe; man ist jedoch im Stande, dasselbe künstlich einzuleiten, ohne chemische Mittel anzuwenden. Zu dem Endzweke wird der rohe Trof im Frühjahre aus der Grube auf Haufen gebracht, daß er ein wenig abtrokne, noch feucht (nicht naß) mit gleichen Theilen Schutt oder Erde gemengt und nun während des Sommers einigemal umgestochen. Sollte die Mischung troken werden, so wird sie angefeuchtet, weil zur Fäulniß durchaus ein gewisser Grad der Feuchtigkeit nöthig ist. Es ist wohl begreiflich, daß dazu die Abfälle beim Torfstechen, welche wegen Lehm- und Sandgehalt, als zum Brennen untauglich, zurükgeworfen werden, zu obigem Zwek wohl anwendbar sind, ja, daß es öfters nicht einmal ökonomisch wäre, guten Brenntorf auf diese Weise zu verbrauchen. Ich muß bemerken, daß sehr junger mooſiger oder auch älterer holzreicher langsam fault, so daß er wohl mehrere Jahre bedarf, um in die braune, humusreiche Masse verwandelt zu werden; dieser kann durch Behandlung mit Mistjauche oder Kalk schneller zersezt werden, als es auf diese Weise möglich ist.

Wenn die Zersezung der Torfmasse vollendet ist, so bildet solche ein ziemlich gleichförmig feines braunes Pulver, in welchem nur die stärkeren holzigen Theile unverändert sind. Durch Ausrechen oder Durchwerfen werden die gröbern Theile abgesondert und der Rest ist nun zum Ausstreuen tauglich.

Bei einer Düngung von 100 Ctr. Trof auf ein Tagewerk Wiese, welche sandigen Lehmboden und aufgelößten Gneisglimmerschiefer als Unterlage hat, stieg der Heuertrag von 6 Ctr. auf 18 Ctr. Im zweiten darauffolgenden Jahre war die Wirkung eben so günstig, nur bemerkte ich, daß in diesem die Blattgräser noch mehr zurükgetretten und dagegen die Halmgräser noch mehr entwikelt wurden, als dieses im ersten Jahre sichtbar war.

Wie lange diese Düngung nachhält, weiß ich nicht, glaube aber daß sie mehrere Jahre dauert und sich meistens mehrfach lohnt.

Die Fälle, in welchen sie zu unterlassen ist, mögen vorzüglich sein: wenn die Wiesen nicht entwässert, wenn der Boden torfig ist und wenn man mehr Blattgräser zu entwikeln wünscht.

Düngung mit Torf und Kalk.

Der zum Vermengen mit Torf bestimmte Kalk wird durch Besprengen des gebrannten Kalks mit Wasser erzeugt. Da sich aber damit viele klumpige Theile bilden, welche unwirksam sind und sich nur schwierig zertheilen lassen, so möchte ich vorschlagen, daß man den in faustgroße Stücke zerschlagenen Aezkalk mit zwei Theilen mäßig feuchtem Torfpulver mengt und in Haufen bringt. Dadurch zerfällt er ohne weitere Mühe in sehr feines Pulver und man hat zum Verbrauch davon nur um so viel mehr zu nehmen, als Torf dabei ist. Je feiner sich der Kalk durch Löschen zertheilt, desto wirksamer ist er. Auf eine Ladung Torf von 20 Ctr. sind 1 ½ — 2 ½ Ctr. Kalkpulver vollkommen hinreichend zur Zersetzung. Das Gemenge wird gut durch einander gearbeitet und einige Monate der Zersezung überlassen. Mit gefaultem Torf hat die Mischung keine Schwierigkeit, welche indessen bei frischem, besonders Moos- oder Holztorf und eben so bei getroknetem eintritt. Frisch gegrabener Torf muß so lange an der Luft liegen, bis er beim Drüken keine Feuchtigkeit mehr fahren läßt. Dann wird er auf einem ebenen, festen Grund durch Walzen verkleinert, Kalk aufgestreut und nun durch Eggen, Schaufeln, und Mengung die Düngung vollbracht. Moostorf muß Stük für Stük mit Kalk bestreut, in ebene, etwa 3 Fuß hohe Haufen gelegt und diese obenauf stark mit Kalk bestreut werden. Wird durch oftmaliges Begießen der nöthige Fenchtigkeitsgrad unterhalten, so bemerkt man, besonders bei warmer Witterung, in kurzer Zeit ein Zusammensinken der Masse. Diese ist dadurch so mürbe geworden, daß sie sich leicht zertheilen läßt. Mehrmaliges Umarbeiten vollendet die Mischung.

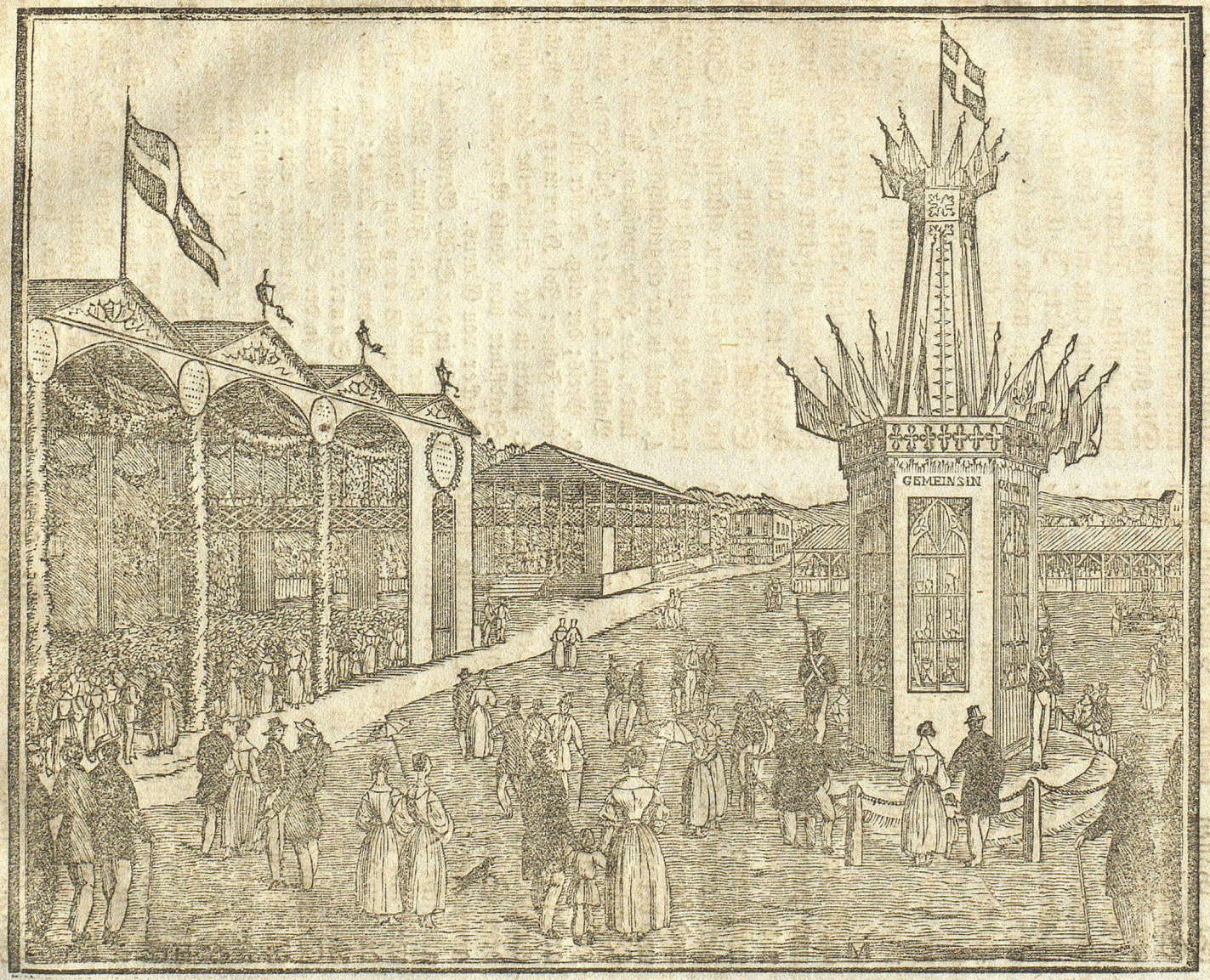
Getrokneter Torf läßt sich ohne vorhergehende Pulverung (etwa in einer Quetschmühle) nicht mit Vortheil unter Kalk mengen. Ist er jedoch in Pulver verwandelt, so hat das Mengen keine Schwierigkeit. — Die Wirkung des Kalktorfes ist der des unvermischten oder rohen Torfes überlegen, sowohl der Menge als der Güte des Grases wegen. Ich fand dadurch nicht nur den Wuchs der Halmgräser, sondern auch jenen der Blattgräser, obwohl etwas minder, begünstigt. Der Ertrag war bei einer Düngung von 100 Ctr. Mischung auf der Wiese von oben bezeichneter Beschaffenheit 25 Ctr. Heu. Hier habe ich nur Erfahrung von einem Jahre. Da dieses (1836) aber für den Heuwuchs sehr ungünstig war, so ist das Resultat außerordentlich günstig zu nennen.

Wie lange diese Wirkung nachwirkt, ist nach Vorliegenden und auch nach Lampadius Beobachtungen nur annähernd zu sagen; in verschiedenem Boden, nach mehr oder weniger fruchtbaren Jahren wird die Dauer verschieden sein. Es ist aber kaum zu zweifeln, daß man mehrere Jahre hindurch ähnliche, wenn nicht gleiche Wirkung sehen wird, da daß Gemisch nicht leicht auflöslich ist. Eben deßwegen ist es auch nöthig, dasselbe im Herbst auszustreuen. Im Frühjahr 1835 düngte ich mehrere Stellen mit Torf und Kalk in bedeutendem Grade, ohne daß darauf mehr Heu oder Grummet gewachsen wäre. Diese lieferten dagegen im darauffolgenden Jahre den oben angegebenen Ertrag.

Torf mit Asche und andern Stoffen.

Holzasche ist in der Regel zu theuer, um sie als Düngmittel anwenden zu können; da, wo sie billig zu haben ist, ist sie jedem andern mineralischen Dünger, besonders als Beimischung zu Torf, vorzuziehen. Auch ausgelaugte Asche wirkt, wegen ihres durch Humus zersezbaren Kalisilikats, phosphorsauren und kohlensauren Kalks, vorzüglich. Torfasche, besonders wenn sie kohlensauren und phosphorsauren Kalk in einiger Menge enthält, ist vorzüglich wirksam und bewirkt, wie die Holzasche, besonders die Entwikelung von Blattgräsern, Klee, Wiken ꝛc. im hohen Grade. Bauschutt, Mergel, kalkhaltiger Strassenkoth können, wenn sie in hinreichender Menge angewendet werden, den Aezkalk ersezen, nur daß man dem Gemische mehr Zeit zur Zersezung lassen muß, als es der Fall mit Aezkalk und frischer Holzasche ist.

Das schweizerische Schützenfest in Gr. Gallen.



Ein unvergeßliches Fest nicht nur für St. Gallen sondern Tausenden von Schweizern war der 1. Juli 1838. Schon am Vorabend waren, vom Volke begrüßt und in Wil festlich empfangen die Mitglieder des Zentralkomites in St. Gallen eingetroffen. Am Sonntag Vormittags versammelte man sich auf dem Obstmarkte, gegenüber dem Waisenhause. Die Schuljugend der Stadt St. Gallen und die zahlreichen Zöglinge der katholischen Kantonsschule, militärisch geordnet, junge Artillerie an der Spitze, eröffneten den Zug; zwischen Musiken und Pelotons von Militair und bewaffneten Schützen schritten die beiden Komites von Waadt und St. Gallen einher, voran die Herren Staatsrath Druey und Landammann Nef, der abtrettende und der neue Präsident des schweizerischen Vereins; eine große Zahl von Schützengesellschaften des Kant. St. Gallen und anderer Kantone verlängerten den Zug nnd ein Peloton Militär folgte demselben. Auf dem Schießplatz, dem hintern Brühl, angelangt übergab Hr. Druey die eidgenössische Schützenfahne dem neuen Komite mit warmer Begrüßung; ihm wurde ebenso von Hrn. Nef geantwortet. — Um 12 Uhr ward in dem mit schönen Denksprüchen, u. s. w. gezierten, bei 3000 Menschen fassenden Speisesaal das Mittagsmahl gehalten. Gegen 2 Uhr begann sodann das Schießen. Neben der eidg. und 6 Stichscheiben waren noch 34 Kehrscheiben aufgestellt. Die nemliche Theilnahme an dem Feste wie bei dessen Eröffnung (es mögen am Sonntag bei 20 — 30000 Menschen auf dem Platze gewesen sein) zeigte das Publikum die ganze Woche hindurch. Die theilnehmende Volksmenge kann man ermessen, wenn es heißt, daß die Woche hindurch bei 35000 Flaschen einzig von dem durch das Komite angeschaften Wein getrunken wurde. Die ganze Woche hindurch herrschte bei dem günstigen Wetter ein überaus reges Leben und eine nicht durch den mindesten Unfall gestörte Volkslustigkeit. Alle Tage kamen mehre Schützengeschaften aus den verschiedenen Kantonen an. Der große Zudrang von Schützen veranlaßte am Freitag noch die Aufstellung von 6 neuen Stichscheiben. Sonntags den 9. Juli, Abends um 5 Uhr, wurde dieses wahre Nationalfest, wie noch wenige in der Schweiz gefeiert worden, durch den Präsidenten des Komites mit einer Schlußrede geschlossen. Folgendes sind die geschicktesten u. glücklichsten Schützen, welche die wichtigsten Gaben gewannen.

1. Preis in der eidgenössischen Scheibe „Vaterland", die Hechelmaschine, Werth, 1500 fl., Balthas. Buttler v. Hüneberg, Kant. Zug.
2. Preis; der eidg. Becher mit Baarschaft und einer Fahne: Jos. Hartmann v. Bruñadern.
1. Preis in der Stichscheibe Gemeinsinn: die Jagdflinte von Louis Napoleon, Balthasar Becker von Glarus.
1. Preis in der Stsch. Gerechtigkeit: ein silb. Becher mit einer Fahne, Werth 180 Fr., Präsident Breny von Rapperschwyl.
1. Preis in der Stsch. Treue: ein ditto, Joh. Bapt. Sauter von Appenzell.
1. Preis in der Stsch. Eintracht: ein ditto, Hauptmann Brunner von Brunnadern.
1. Preis in der Stsch. Freiheit: ein ditto, Joh. Jakob Müller, Bezirksgerichtspräsident von Neukirch, im Kanton Schaffhausen.
1. Preis in der Stsch. Gleichheit: Joh. Ulr. Schläpfer von Speicher.
1. Preis in der Kehrscheibe: ein silb. Becher mit einer Fahne, Werth 120 Fr., Joh. Ulrich Strauß, Kaufmann von Winterthur.

Die meisten Nro. in der Kehrscheibe hatte Heinr. Bruderer v. Trogen. Nur ein Schütze, Joh. Stüßi v. Glarus, machte 7 Stichnummern, 6 Nro. hatten 2, 5 Nro. 22 Schützen.

Eine indianische Mutter.

(Aus der malerischen Reise in Amerika.)

Zu einer Zeit, als man, um die Bevölkerung der Dörfer zu verstärken, Treibjagden gegen die Indianer unternahm, kamen Creolen eines Tages in eine Hütte, wo sich eine Guahibamutter mit drei Kindern befand, die noch unerwachsen waren. Jeder Widerstand war unmöglich; der Vater befand sich auf dem Fischfange und die Mutter hatte keine andere Hoffnung als schnelle Flucht. Man eilte ihr nach; man ergriff sie, knebelte sie mit ihren beiden Kindern und brachte sie nach San Fernando. Von ihrem Manne und ihren beiden ältern Söhnen getrennt, welche dem Vater gefolgt waren, dachte die arme Frau von nun an an nichts als an die Flucht. Man hatte geglaubt, sie so weit weggebracht zu haben, um es ihr unmöglich zu machen, ihre Hütte wieder zu finden. Sie gab aber diese Hoffnung nicht auf. Sie entfloh nochmals mit ihren Kindern. Jedesmal wurde sie eingeholt und grausam gegeißelt, aber sie ließ nicht ab von neuen Versuchen, bis man sie von ihren Kindern trennte und sie nach den Missionen an den Rio Negro brachte. Ein Fahrzeug nahm sie auf; sie wurde an das Hintertheil desselben gefesselt; aber sie zerriß ihre Bande, sprang in den Fluß und erreichte das linke Ufer des Arabapo. Hier eilte sie in den Wald hinein, wohin sie von ihren Hütern verfolgt wurde. Gegen Abend ergriff man sie von neuem, legte sie auf den Granitfelsen, der damals la Piedra dela Madre (der Stein der Mutter) genannt wurde, zerfleischte ihren Körper mit Geißelhieben und führte sie in einer Barke nach der Mission von Jakita zurück. Hier, in einem jener Häuser, die man pomphaft Casa del Rei (Königs Haus) nennt, zerriß sie in der Nacht von neuem ihre Fesseln und entfloh in der Absicht, zu ihren gefangenen Kindern nach San Fernando de Atabapo zurückzukehren und dieselben ihrem Vater an dem Guakian zuzuführen. Es war eine Reise von 50 Stunden durch überschwemmte und fast unwegsame Wälder. Der stärkste Indianer würde sie nicht zu unternehmen gewagt haben. Diese Mutter vollbrachte sie zum großen Theile. Sie drang durch den Wald troz den zahllosen Lianengeflechten theils gehend, theils schwimmend, lebte von schwarzen Ameisen, welche auf Bäumen ihre harzigen Nester aufhängen, und gelangte so bis in die Nähe der Mission, wo sich ihre Kinder befanden. Das Unglück verfolgte die arme Guahiba; man bemächtigte sich ihrer von neuem und statt sie für so große Mutterliebe zu belohnen, ließ man sie fern von ihren Kindern in einer der Missionen am obern Orinoco sterben. Sie starb den freiwilligen Hungertod.

Eine sonderbare Wirthszeche.

Manchmal gelingt ein muthwilliger Einfall, manchmal kostets den Rok, oft sogar die Haut dazu. Dießmal aber nur den Rok. Denn obgleich einmal drei lustige Studenten auf einer Reise keinen rothen Heller mehr in der Tasche hatten, alles war verjubelt, so giengen sie doch noch einmal in ein Wirthshaus, und dachten, sie wollten sich schon wieder hinaus helfen, und doch nicht wie Schelmen davon schleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirthin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken guten Muthes, und

führten mit einander ein gar gelehrtes Gespräch, als wenn die Welt schon viele tausend Jahre alt wäre, und noch eben so lang stehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahrs alles wieder so komme und sei, wie es am nämlichen Tag und in der nämlichen Stunde vor sechstausend Jahren auch gewesen sei. Ja, sagte endlich einer zur Wirthin — die mit einer Stikerei seitwärts am Fenster saß und aufmerksam zuhörte, — „ja Frau Wirthin, das müßen wir aus unsern gelehrten Bücher wissen". Und einer war so kek und behauptete, er könne sich wieder dunkel erinnern, daß sie vor sechstausend Jahren schon einmal da gewesen sein, und das hübsche freundliche Gesicht der Frau Wirthin sei ihm noch wohl bekannt. Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt, und je mehr die Wirthin alles zu glauben schien, desto besser ließen sich die jungen Schwenkfelder den Wein und Braten und manche Brezel schmeken, bis eine Rechnung von fl. 5=16 kr. auf der Kreide stand. Als sie genug geessen und getrunken hatten, rükten sie mit der List heraus, worauf es abgesehen war.

Frau Wirthin, sagte einer, es steht dießmal um unsere Bazen nicht gut, denn es sind der Wirthshäuser zu viele an der Straße. Da wir aber an euch eine verständige Frau gefunden haben, so hoffen wir als alte Freunde hier Credit zu haben, und wenns euch recht ist, so wollen wir in 6000 Jahren, wenn wir wieder kommen, die alte Zeche samt der neuen bezahlen. Die verständige Wirthin nahm das nicht übel auf, war's vollkommen zufrieden, und freute sich, daß die Herren so vorlieb genommen. Zu gleicher Zeit aber stellte sie sich vor die Stubenthür und bat die Herren sie möchten nur so gut sein, und jezt die fl. 5=16 kr. bezahlen, die sie vor 6000 Jahren schuldig geblieben sein, weil doch alles einmal so gewesen sei, wie es wieder komme. Zum Unglück trat eben der Vorgesetzte des Ortes mit ein Paar brafen Männern in die Stube, um mit einander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den Vögeln gar nicht lieb. Denn jezt wurde von Amtswegen das Urtheil gefällt und vollzogen: „Es sei aller Ehren werth, wenn man 6000 Jahre lang geborgt habe. Die Herren sollten also augenbliklich ihre alte Schuld bezahlen, oder ihre noch ziemlich neuen Oberröke in Versaz geben." Dies lezte mußte geschehen, und die Wirthin versprach, in 6000 Jahren, falls sie wieder kommen und besser als jezt bei Bazen seien, ihnen alles Stük für Stük, wieder zuzustellen.

Allzu schnelle Folgsamkeit.

Ein Gerichtshalter auf einem adelichen Gute gerieth einst auf der Gerichtsstube gegen einen Bauer in heftigen Zorn. Der Bauer wurde auch hizig und bot den Richter auf eine sehr unanständige Art zu Gaste. Der Gerichtshalter sprang vom Stuhle auf, der Bauer eilte zur Thüre hinaus, und so gieng es über den Gang und Treppe hinunter bis in den Hof. Hier begegnete ihnen der Gutsherr, der ein äußerst kaltblütiger, phlegmatischer Mann war. Wohin so schnell, Herr Gerichtshalter? fragte er. Stellen sich Euer Gnaden vor, rief der erzürnte Richter, der verteufelte Bauer hat mir gesagt, ich soll ihm u. s. w.

Nun, wenn auch, erwiederte der Herr ganz ruhig, muß es denn so geschwind sein?

Die Börse in London.

(Siehe vorstehende Abbildung.)

Tritt man in das traurige Viertel von London, das am östlichen Ende der Stadt liegt, so kommt man durch eine Menge sich kreuzender Gäßchen in die Threadneedle Strasse, deren schwarze, riesenhafte Gebäude sich wie die Mauern eines Gefängnisses erheben und keinen Sonnenstrahl bis auf das Pflaster durchdringen lassen. Hier sieht man dann auch ein düsteres, zu den Umgebungen passendes, geräumiges, schmuckliches Gebäude, das bald ganz leer, bald voll gepfropft von Menschen, bald still wie das Grab ist, bald von höllischem Lärm ertönt. Das ist die Börse von London, das größte Feld der Speculation und der Habsucht, wo in einem Tage Geschäfte gemacht werden, die das Einkommen ganzer Reiche übersteigen. Hier gewinnt und verliert man in wenigen Stunden bei Millionen. Wie viele Männer sind als Millionäre durch das Gäßchen gegangen das zu diesem Hause führt, und haben dasselbe Abends bettelarm verlassen. Von hier gehen die Bankerotte aus, von hier aus werden die Gefängnisse gefüllt. Dieses Haus mehrt die Liste der Selbstmörder und der Verbrecher.

Die Börse ist der öffentliche Markt, wo die Fonds der Regierung ge- und verkauft werden, ehe man sie der Bank von England übergiebt; man wettet, die Fonds der Regierung würden mehr oder weniger gesucht sein, d. h. der Credit der Regierung werde zu- oder abnehmen. Dieses Gebäude, dessen Erbauung mehr als 600,000 Gulden kostete, brannte den 10. Jänner 1838 zur Zeit der größten Kälte, ab. Die gegenüber liegende Bank von England wo die größten Summen Geldes in der Welt beisammen liegen, war ebenfalls von den Flammen bedroht und es gelang mit Mühe dieselbe zu retten.

Eine lehrreiche Geschichte für Bäcker.

Ein hungriger Spaz jüngst flog
Zu einem Brodstand hin und zog
Mit seinem Schnabel kühn und kek
Für einen Kreuzer Mundbrod weg,
Und eilt, den Raub im Schnabel fest,
Schnell fort zu seiner Jungen Nest.
D'rob komt der Bäcker wuthentbrañt,
Mit einem Stecken in der Hand,
Und schimpft u. schaut dem Spazen nach
Der hoch schon oben auf dem Dach
Sich seiner netten Beute freut.
Da kam deß Wegs g'rad Meister Veit
Und sieht des Nachbars Zorn u. spricht:
„Erzürnet Euch, mein Lieber! nicht,
„Was jener hat kommt nimmer mehr
„Zurück doch eine gute Lehr:
„Bakt fürderhin nicht mehr so klein
„Das Kreuzer-Mundbrod, dann bestimmt
„Kein Spaz es Euch vom Laden nimmt."

Lakonische Kürze.

Wenn die Kürze die Seele des Witzes ist, was sollen wir dann von einem Briefwechsel denken, wobei zwei Briefe nur zwei Zeichen enthielten? Der erste hatte nichts als ein Fragzeichen, das bedeutet: was giebt es Neues? In der Antwort befand sich eine Null, nichts. Das war gut, noch besser machte es aber ein Krämer in Edinburg, der an seinem Laden ein Täfelchen mit zwei großen T. aushing, wavon eins schwarz und das andere grün war. Damit wollte er anzeigen, daß er schwarzen und grünen Thee zu verkaufen habe.

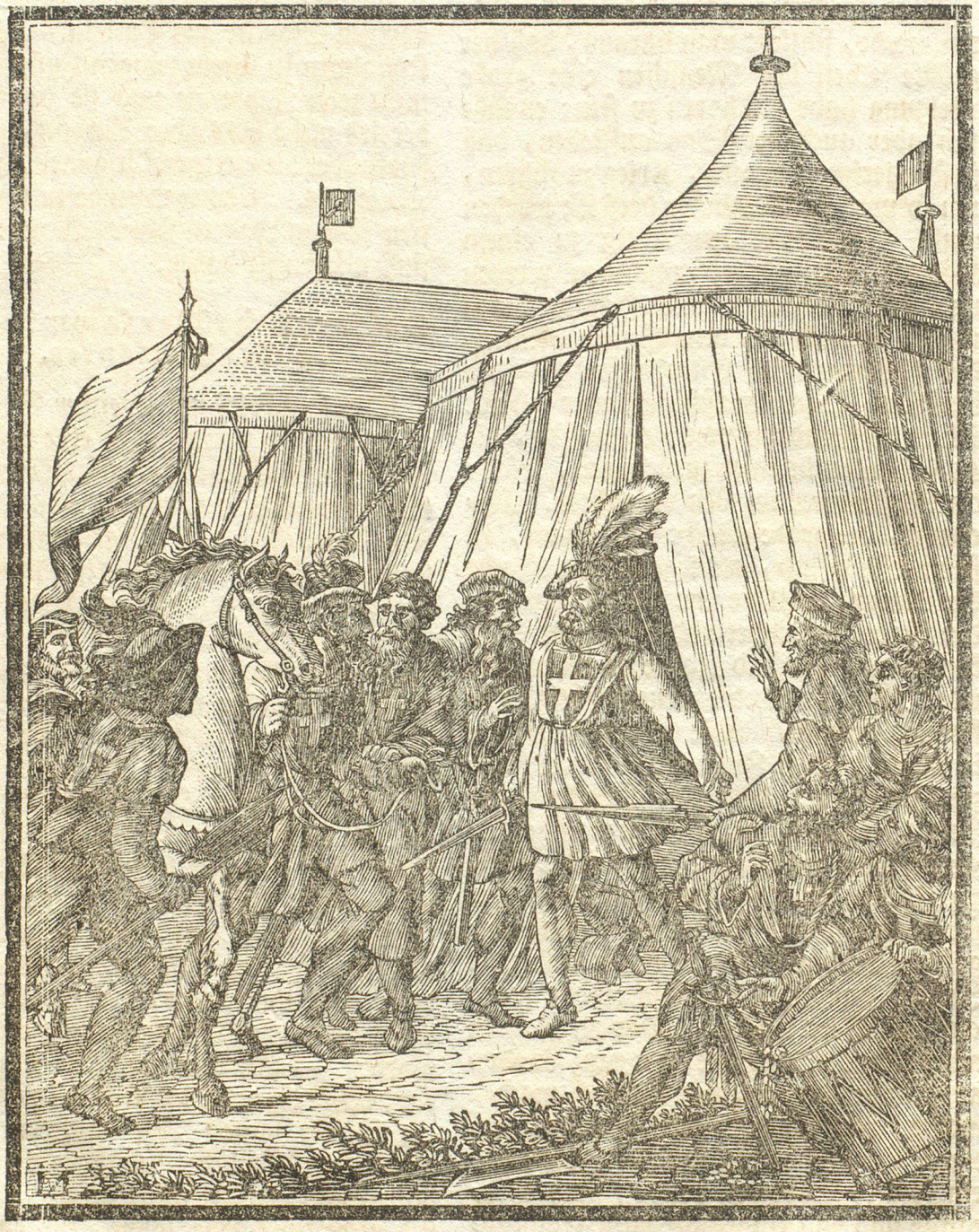
Die Wunder der Mechanik.

Daß der Krieg in der Welt nie aufhören werde, schließt man daraus, daß der größte Theil der Menschen eine große Neigung habe, Thoren zu sein; es läßt sich aber auch der Satz aufstellen, daß je schwieriger es wird, Krieg zu führen, um so unwahrscheinlicher derselbe werden muß. Man lasse den Krieg zu einem Kampfe mit Dampfmaschinen werden und alle Barbaren und Halbbarbaren müßen sogleich aus dem Spiele bleiben, der Feldmarschall Stephenson (— der berühmte Dampfmaschinenbauer —) mit seiner Schwadron von Feuerrossen, die 15 Stunden in einer zurücklegen, würde die Regimenter im Nu vernichten. Mechanik, die große Macht der Kunst, ist so unerschöpflich, als irgend eine Macht der Natur, weil sie nur die Geheimnisse der Natur verbindet und beherrscht. Es können noch tausend Jahre vergehen und jedes Jahr kann eine neue wichtige Erfindung bringen. Die Dampfmaschine in ihrem jetzigen Zustande ist kaum fünfzig Jahre alt, dem ihre Erfindung zur Zeit Georgs II. blieb lange nachher eigenlich bloß ein Spiel. In wieder fünfzig Jahren kann ihr gegenwärtiger Zustand eben so nur als ein Spielding angesehen werden. Es ist kaum erst zehn Jahre, daß sich das Dampfboot zuerst auf das Meer wagte. Vor 30 Jahren wurde Lord Stanhope von ganz London ausgelacht, als er einen Versuch machen wollte, von London nach Greenwich auf einem Dampfboote zu fahren. Jetzt fährt ein solches Boot von London nach Gibraltar und von Gibraltar nach Constantinopel, oder fliegt das rothe Meer hinab, schwimmt nach Bombay, Ceylon und Bengalen und überrascht den Mogul und den Kaiser von China an einem und demselben Tage mit den Zeitungen vom vorigen Monate aus Europa.— Die Eisenbahnen in ihrem ietzigen Zustande sind nicht zehn Jahre alt und sie breiten sich bereits nicht blos über Europa, sondern selbst über die weiten Savannen der neuen Welt aus. Was werden sie in den nächsten fünfzig Jahren sein? Welchen Einfluß müssen sie haben.

Oeffentliche Versammlungen in Großbritanien.

Die Handelsleute in einer Stadt im nördlichen England haben eine besondere Vorliebe für öffentliche Zusammenkünfte. Selbst ein Steigen des Preises der Erbsen, Kartoffeln und Sägespäne wird in solchen Zusammenkünften festgestellt, wobei es nie an gewaltigen Reden fehlt. Vor einiger Zeit beschlossen dort plötzlich die Eierhändler, den Preis ihrer Waare für die Abnehmer zu steigern, für die Lieferanten aber herabzusetzen. Die Abnehmer grollten, mußten sich aber in ihr Schicksal ergeben. Die Lieferanten, welche sich wohl dagegen auflehnen konnten, fügten sich eine Zeit lang ebenfalls. Endlich wollten die Eierhändler gar nur 6 Pence für ein Duzend Eier geben. Das war zu arg; die Landleute reclamirten, man sagte ihnen aber, der Preis sei in einer öffenlichen Versammlung bestimmt worden. — An dem nächsten Markttage kam kein einziges Ei zum Verkaufe, und ein Bauer sagte: „die Hühner haben auch eine öffenliche Versammlung gehalten und den Beschluß gefaßt, daß es sich nicht der Mühe lohne, für einen so schäbigen Preis Eier zu legen.“ — Das half. —

Die Versöhnung.



Der Leser sieht in dem nebenstehenden Bilde einen Auftritt aus dem Schwabenkriege, der von den schwäbischen Bundsgenossen auf der einen — von den Eidsgenossen auf der andern Seite im Jahr 1499 geführt wurde. Unter denjenigen Eidsgenossen, welche unter die Waffen gerufen wurden, befand sich auch der Zunftmeister Ulrich zur Kinden von Zürich, der in der Abbildung bewaffnet aus dem Zelte tritt, und Hauptmann Erni von Winkelried, von Unterwalden, welcher ein muthiges Pferd dem Züricher entgegenzuführen scheint. — Diese Männer hatten bisher in offenbarer Feindschaft mit einander gelebt. Die Hauptleute stellten nun beiden vor, sie müßten während des Krieges Frieden mit einander halten und ihre Feindschaft bei Seite setzen; sie seien beide Söhne desselben Vaterlandes und ihr Zwiespalt komme jetzt nicht in Betrachtung bei dem Kampfe um Güter, die dem ganzen gemeinen Wesen theuer wären. Dies ward von beiden anerkannt und beide gelobten, ihre Kräfte zusammenzusetzen für die Sache des Vaterlandes, der sie ihren Zwist unterordneten. Sie theilten nun während des Feldzuges nicht nur das weiße Kreuz auf rothem Grunde, das Feldzeichen der Schweizer, mit einander, sondern auch jede Gefahr am Tage des Kampfes, wo es Sieg oder Tod galt. Einst als sie, um dem Feinde Abbruch zu thun, auf Beute ausgezogen waren, kam Erni von Winkelried in's Gedränge, von allen Seiten sah er sich von feindlichen Kriegern umgeben, und er schien, ungeachtet er sich wie ein Löwe wehrte und sein Leben theuer zu verkaufen drohte, der Menge seiner Gegner unterliegen zu müßen. Da sah Ulrich zur Kinden in welcher Noth sein Miteidsgenosse, mit welchem er vor dem Kriege in offenbarer Feindschaft gelebt hatte, war, besann sich nicht lange, eilte mit seinen Gesellen zur Hülfe und rettete den Gedrängten.

Jetzt wird es Abend und die einbrechende Nacht macht dem Handgemenge ein Ende, von beiden Seiten begiebt man sich in das Lager, um von der Arbeit des Tages auszuruhen und Kräfte zu neuem Kampfe zu sammeln. Unter den Eidsgenossen hielten die Krieger der einzelnen Kantone zusammen, und die Zürcher hatten also ihre eigenen Gezelte. Da kommt der eben Gerettete, gerührt von der Großmuth seines Gegners, sucht den Tapfern auf und frägt laut nach Ulrich zur Kinden. Bestürzung verbreitete sich, als Winkelried mit zur Kinden, und nur mit ihm zu sprechen verlangt; denn die bisherige Feindschaft der Männer war allgemein kundbar, aber noch nicht so die Rettung des einen durch den andern, weil zur Kinden den Seinigen, die nicht bei jener Gefahr gewesen waren, keine Kunde von dem Vorgefallenen gegeben hatte. Wir sehen in der Darstellung wie ein Zürcher dem Winkelried ernsthafte Vorstellungen macht, und die Bestürzung der Krieger zeigt sich allgemein. Das Getümmel, das durch die unerwartete Erscheinung des Unterwaldners und durch sein lautes Rufen nach Ulrich zur Kinden, als eine vermeinte Herausforderung des Feindes, im Lager entstand, veranlaßte zur Kinden selbst bewaffnet hervorzutretten. Doch alles war Mißverstand; Winkelried erklärte, er komme nicht in feindlicher Absicht, sondern als gerührter, durch Großmuth überwundener Feind; er erzählt, wie er sein Leben heute Ulrich zur Kinden verdankte und indem er alle beruhigt und erheitert führt er ein schönes Pferd vor, das er denselben Tag erbeutet hatte, und bietet es seinem Befreier zum Zeichen der Dankbarkeit und Versöhnung an. „Und von demselbigen Tage an, sagt der Geschichtschreiber, wurden die beiden Männer gute Freunde, und sind es auch fest geblieben bis an ihr Ende.

Möchte jeder Schweizer sich in dieser Anekdote zur Lehre nehmen, wie im Dienste des Vaterlandes, und als gemeinschafliche Beförderer eines gemeinnützigen, edlen Zweckes und Werkes jede Privatfeindschaft aufhören müsse. Wolle jeder seinen Feind durch Edelsinn und Großmuth zu gewinnen trachten. Wahrlich dann könnte jener Bürgermeister von Straßburg wie vor 500 Jahren auch heute noch mit Wahrheit sagen:

„Ihr Eidgenossen sind wunderbar lüt, wenn ihr schon uneins scheynet, so sind ir doch eins und vergessend der alten früntschaft nit.“

Aehnliche Beispiele aus der neuern Schweizergeschichte könnten leider wenige aufgefunden werden.

Sheridan und sein Sohn.

Sheridan, ein Engländer, wünschte sehr, sein Sohn Tom möge sich mit einem reichen Mädchen verheirathen, wußte aber, daß eine andere bereits das Herz desselben gewonnen hatte. Auf einem Spaziergange brachte er das Thema vor und schilderte in glühenden Farben die Vortheile einer reichen Heirath; der Sohn dagegen malte ihm die Tugenden des Mädchens vor, das sein Herz gewonnen. Sheridan wurde warm, sprach lange von der Thorheit seines Sohnes und erklärte endlich, wenn er die Geliebte heirathe, bekomme er nicht mehr als einen Schilling. — Tom konnte der Versuchung zu einer Antwort nicht widerstehen, sah seinen Vater listig an und sagte: „mehr kann ich nicht verlangen, Vater, müßtest du doch diesen borgen.“

Ein freundschaftlicher Rath.

Vor kurzer Zeit war der junge Doktor Eugen L. in Paris in seinem eleganten Tilbury eben ausgefahren, als ein höchst elegant gekleideter Mann von ungefähr dreißig Jahren mit einem rothen Bändchen im Knopfloch an der Wohnung desselben klingelte. Ein Livreebedienter öffnete und sagte ihm, daß der Doktor erst Abends nach Hause kommen werde. „Wie Schade!“ antwortete der Fremde. „Der liebe Eugen wird es sehr bedauern! Leider kann ich heute Abend nicht wieder kommen. Ich will aber in sein Zimmer gehen und ihm einige Zeilen schreiben.“ Er ließ sich von dem Bedienten in das Zimmer des Arztes führen, setzte sich wie ein vertrauter Freund an dessen Schreibepult, nahm eine Feder und begann zu schreiben. Kaum war die erste Zeilen beendigt, so wurde heftig geklingelt. Der Bediente ging, um zu öffnen und den angeblichen Kranknen zu bescheiden, den Abend wieder zu kommen. Als der Bediente zurück kam, übergab ihm der Fremde einen gesiegelten Brief, auf dem eilig stand.

Der Arzt erbrach nach seiner Ankunft schnell das Siegel und las:

„Mein Herr.“

„Suchen Sie Ihre Uhr nicht, die Sie diesen Morgen in Ihrem Zimmer zurück ließen; sie befindet sich jetzt in meiner Tasche und diese würden Sie schwerlich finden. Ihr Bedienter ist kein Dieb, aber ein Esel, der Sie während Ihrer Abwesenheit bestehlen läßt. Ich rathe Ihnen, denselben sogleich fortzuschicken. Ich hoffe Sie werden diesen Freundesrath befolgen, den ich Ihnen für das Geschenk gebe, das ich mir eben auf Ihre Kosten gemacht habe.

„Ihr verbundener

Capdeville, Dieb.“

„N. S. Dies ist ein Spitzname.“

Napoleons Hühnchen.

Napoleon pflegte sich auf ein kleines Ruhebett zu legen und Rustan, der vor der Thüre des Zimmers auf einer Matratze lag, bewachte ihn treu. Bisweilen nun geschah es, daß wenn der Kaiser auf der linken Seite einschlief, er schlechte Träume hatte; dann sprach er im Traume und warf sich unruhig hin und her; Rustan der immer lauschte, ging dann zu ihm, faßte ihn mit seinen kräftigen Armen und wendete ihn ohne alle Umstände auf die rechte Seite; der Kaiser sagte nichts, denn er wachte nicht auf darüber, sondern schlief ruhig fort; wenn er aber erwachte, was stets früh gegen zwei Uhr

geschah, mußte ihm Rustan ein schönes, gebratenes kaltes Hühnchen bringen, von dem Napoleon eine Keule oder einen Flügel oder wohl auch beide zu essen pflegte. Ein Mal nun schlief Napoleon etwas später als gewöhnlich und sein Schlaf wurde nicht gestört, da er sich ohne Zweifel sogleich auf die gute Seite gelegt hatte. Zwei Uhr, die gewöhnliche Frühstückszeit, verging, es schlug drei Uhr, Napoleon schlief fort und Rustan, der viel gewacht und Hunger hatte, entschloß sich, das nun unnöthig gewordene Hühnchen selber zu benutzen; er fing deshalb an davon zu essen und verzehrte es fast ganz; dann trank er ein Mal dazu, horchte ob man seiner in dem Nebenzimme. nicht bedürfe, und da Napoleon noch immer gut schlief, machte er sich sein Bett, schlief ein und träumte vielleicht süß.

Gegen Morgen, aber noch ehe es Tag wurde, erwachte der Kaiser; er hatte Hunger; ganz leise rief er Rustan; Rustan antwortete nicht; er rief mehrmals, ebenfalls vergebens. Da verlor er die Geduld, sprang aus dem Bette und sagte zu sich selbst: „wir wollen doch sehen, ob dieser treue Diener so wohl wacht, als er sich rühmt.“ Er ging nach der Thüre zu und öffnete dieselbe leise. Rustan hatte kein Licht. Der Kaiser hörte seinen Mamelukeu schnarchen, streckte ein Bein über das schmale Bett und wollte über dasselbe hinweg schreiten. Da fuhr aber Rustan auf, packte, ohne erst nach seinen Waffen zu greifen, den Unbekannten am Halse und würgte ihn, während er rief: „Verräther!“ Napoleon konnte kaum Athem schöpfen; endlich aber raffte er seine Kräfte nach ein Mal zusammen, sank rückwärts nieder und zog so Rustan nach der nur angelehnten Thüre, wo der Mameluke seinen Kaiser im Scheine der Lampe erkannte.

Man kann sich sein Staunen, sein Entsetzen denken; die Thränen rannen ihm über das Gesicht.

„Beruhige Dich nur, Du hast nur gethan was Deines Amtes ist, aber Du greifst zu derb zu . . . Ich vergebe Dir, sei also kein Kind. Der beste Beweis, daß Du mir keinen Schaden gethan hast, ist daß ich essen will.“

Rustan erschrak jetzt auf andere Weise.

„Wie? Um diese Stunde, Ew. Majestät?“ fragte er.

— „Giebt es für den Hunger eine besondere Stunde?
Bringe mir das Hühnchen . . .“

„Sire, das Hünchen . . .“

— „Hat man es nicht bereit gesetzt?“

„O ja, Sire, aber das unselige Hühnchen . .“

— „Hast Du es auch gepackt?“

„Ach, Sire . . ., als ich sah, daß die Stunde vorüber war, als ich das Hühnchen sah . .“

— Hast Du es gegessen?“

„Ach ja, Sire.“

— „Da hab ich nur ach!“ zu sagen. Hast Du es ganz gegessen.“

„So ziemlich . . ., aber, Sire . .

— „Sire . . Sire . . gehe mit Deinem Sire. Ich will sehen, was Du von dem Hühnchen übriggelassen hast.“

Rustan ging; um die Ueberreste zu holen nnd versuchte den Bruchstücken ein gutes Ansehen zu geben. Napoleon setzte sich unterdeß an den Tisch und wartete mit Ungeduld. Zitternd setzte der Mameluk sein Meisterstück auf den Tisch. Napoleon zählte die Stückchen und schien überrascht zu sein von der Kunst, mit welcher die Ruinen in Ordnung gebracht waren.

Er aß und zürnte Rustan nicht.

ul im Kanton Wallis.

Das Dorf Leuk im Canton Wallis, berühmt durch seine **warmen Bäder**, liegt auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Rhone, unweit der Mündung der Dala und gewährt mit seinen zwei Schlössern einen mahlerischen Anblick. Das Bad aber befindet sich in einem öden, schwer zugänglichen, zwei Stunden vom Dorfe entlegenen Bergthale auf der Nordseite des Oberwallis, 4400 bis 4500 Fuß über der Meeresfläche. Dasselbe ist östlich von einem Gletscher und westlich von finstern Wäldern begränzt. Südlich erheben sich steile Felsen und nördlich der hohe Gemmi. Starke Regen, die hier oft einfallen, verschaffen ein eigenes Schauspiel. Das ganze Amphitheater der senkrechten Felsen beider Seiten zeigt eine Menge Wasserfälle. Zwei Wege führen an diesen Ort; der eine durch das Thal der Rhone und das Dorf Leuk, der andere weit beschwerlichere, aber für den größern Theil der Schweiz ungleich nähere, über den Gemmi. Dieser, 1736 bis 1743 eröffnet und für Maulthiere gangbar gemacht, ist einer der merkwürdigsten Felsenpässe der Schweiz.

Die **Badeanstalt** wurde im zwölften Jahrhundert, wo Jäger oder Hirten die Heilquelle entdeckten, gegründet; der allgemeine Gebrauch begann jedoch erst mit dem sechszehnten Jahrhundert. Gegenwärtig besteht die Anstalt aus einer ziemlichen Anzahl niederer, schlecht gebaueter rußiger, hölzerner Häuser, ohne alle Bequemlichkeit. Damit stimmen der Koth auf den Gassen, die Unsauberkeit und der ungestalte Wuchs der Einwohner treffend überein. Nur ein einziges schönes steinernes, gut eingerichtetes Haus findet sich ein ganzen Dorfe. Es enthält mehrere Privatbäder und ist durch eine hohe, über das Dach hervorragende, etwa fünf Fuß starke, mit Platten belegte, mit einem Geländer versehene Mauer gegen Lawinen geschützt. Zum Schutze des ganzen Dorfes findet sich ebenfalls eine lange, feste Mauer mit einer Schanze, wodurch die Lawinen, die nur vom südlichen Felsen herab rollen, eine größtentheils unschädliche Richtung erhalten.

Mitten im Dorfe entspringt auf einem halbrunden Platze, in der Stärke eines kleinen Baches, die **Hauptquelle**, welche die Bäder genugsam mit Wasser versieht. Es sind derselben, außer den Privatbädern, drei; jedes hat Kasten von zwanzig Fuß in's Gevierte, welche zwanzig bis dreißig Personen faßen. Beide Geschlechter baden hier gemeinschaftlich, dem Anstande unbeschadet, weil man sich in dike, wollene Mäntel einhüllt, deren man auch nothwendig zum Schutze gegen Wind, Regen und Schneegestöber in den elenden, hölzernen, am Dache halb offenen Badehütten bedarf. Noch schlimmer ist für Personen gesorgt, welche die Trinkquelle benutzen, denn man reinigt darinn Geschirre aller Art, nichts schützt gegen schlechte Witterung. Jeder lebt hier gemeiniglich für sich. Im Ganzen ist es wohlfeiler, als in den meisten andern Bädern.

Den **Wirkungen**, so wie der Zusammensetzung und der Temperatur nach hat diese Quelle mit derjenigen zu Baden am meisten Aehnlichkeit, doch ist es leichter und weniger schwefelig. Manche Krankheiten wurden hier geheilt, gegen welche Baden nichts vermocht hatte. Die speziellen Fälle sind übrigens dieselben, als: Krankheiten des Magens und der Verdauungswerkzeuge, Verstopfungen, Verschleimungen, Schwäche, pe-

riodischer Magenkrampf, Rheumatismus, Lähmungen, Gicht, chronische Hautkrankheiten aller Art, Flechten (womit ungefähr drei Viertel der Curgäste behaftet sind) Krätze, Geschwere, Rose, Knochenkrankheiten, Lustseuche, alte Wunden, Nieren und Blasenkrankheiten und dgl. Ein Badeausschlag kann bei dem Curgebrauch nicht wohl vermieden werden und ist um so nützlicher, da die meisten Gäste gegen Hautkrankheiten und ihre Folgen Hülfe suchen. Er erscheint vom sechsten, achten bis zwölften Tage, nach vorangegangenem besten Appetit gewöhnlich zuerst an beiden Knieen und Oberarmen mit heftigem Beißen.

Gebrauch der Cur. Die Trinkkur beginnt man mit 3 bis 4 Glas, steigt allmählig auf 12, höchstens 16 Glas und bricht gegen das Ende wieder so ab. Zum Baden muß das Wasser die Nacht hindurch zehn bis zwölf Stunden stehen, bis es auf 29 bis 30 Grad Reaumür herab kommt. Man beginnt mit einer halben Stunde und steigt allmählig bis auf acht täglich. Zu diesem Ende begiebt man sich Morgens um vier Uhr in's Bad und bleibt bis neun oder zehn Uhr darinn. Um elf Uhr wird gespeiset und um zwei Uhr begiebt man sich wieder in die nemliche Badebrühe und bleibt bis fünf Uhr darinn. Sobald der dadurch bewirkte Ausschlag einen hohen Grad erreicht hat, bricht man mit der Badezeit wieder ab. Gesunde Personen fühlen sich schon nach dem Bade von einer Stunde geschwächt. Interessante Spaziergänge macht man nach Albinen, nach Eschmatt u. s. w.

Wohlfeile Wohlthätigkeit.

Vorigen Winter wurden in Paris zwei junge Herren von armen, hungerigen Savoyardenknaben um ein Almosen angesprochen, aber den Herren war das Geld ausgegangen. Einer aber hatte eine gute Idee. Sie kamen vor den Laden eines Pastetenbäckers. Der junge Mann blieb vor demselben stehen, betrachtet den Nahmen, die Nummer und nimmt ein Taschenbuch heraus, in dem er nachzusehen scheint. Endlich führt er die Knaben hinein und läßt denselben das Beste vorsetzen, was da zu haben ist. Nachdem sich die Jungen satt gegessen, tritt der junge Mann zu der Eigenthümerin des Ladens und beginnt geheimnißvoll: „Madame, Sie haben Feinde; man scheint Sie ins Unglück stürzen zu wollen. Ich bin von der Behörde hergeschickt worden; man versichert, Ihre Waaren wären unvorsichtig zubereitet oder beständen aus schädlichen Dingen, ja sie wären mehreren Personen bereits schlecht bekommen. Die Behörde wollte darüber Gewißheit haben und ich nahm die beiden Knaben da, um an ihnen einen vielleicht grausamen Versuch zu machen, der jedoch nothwendig war. Ich würde jedoch nicht so gehandelt haben, wäre ich nicht überzeugt gewesen, das man Sie nur verläumdet hat.“ Die erschrockene Frau erschöpfte sich in Dankbezeigungen und setzte endlich hinzu: „Ach, die Kleinen haben so viel gegessen, ohne zu trinken. Es wird ihnen übel werden und dann behauptet man gewiß, unsere Waaren trügen die Schuld.“ Sie gab den Jungen also ein Glas Madera, nahm durchaus die Bezahlung nicht an, welche ihr der junge Mann scheinbar auforingen wollte, sondern erklärte sich vielmehr für eine Schuldnerin desselben und bat ihn, ferner ihrem Hause gewogen zu bleiben.

Lebensregeln.

Willst leben froh und in die Läng'
Leb in der Jugend hart und streng,
Genieſſe Alles, doch mit Maß,
Und was dir schlecht bekommt das laß.

Mit Milch fängst du dein Leben an,
Mit Wein kannst du es wohl beschlieſſen,
Doch fängst du's mit dem Ende an,
So wird das Ende dich verdrieſſen.

Die Luft, Mensch, ist dein Element,
Du lebest nicht von ihr getrennt;
Drum täglich in das Freie geh'
Und besser noch auf Bergeshöh'.

Das Zweite ist das Wasserreich,
Es reinigt dich und stärkt zugleich,
Drum wasche täglich deinen Leib
Und bade oft zum Zeitvertreib.

Dein Tisch sei stets einfacher Art
Kraft sei mit Wohlgeschmack gepaart;
Mischst du zusammen vielerlei
So wirds für dich ein Hexenbrei.

Iß mäßig stets und ohne Hast
Daß du nie fühlst des Morgens Last
Genieß es auch mit frohem Muth
So gibts dir ein gesundes Blut.

Fleisch nähret, stärket und macht warm
Die Pflanzenkost erschlafft den Darm;
Sie kühlet und eröffnet gut,
Und macht dabei ein leichtes Blut.

Das Obst ist wahre Gottesgab,
Es labt, erfrischt und kühlet ab,
Doch über allem steht das Brod,
Zu jeder Nahrung thut es noth.

Die beste Nahrung ist das Brod,
Gieb es uns täglich, lieber Gott,
Ja, jede Speise kann allein
Mit Brod nur uns gesegnet sein.

Das Fett verschleimt, verdaut sich schwer
Salz macht scharf Blut und reizet sehr,
Gewürze ganz dem Feuer gleicht,
Es wärmet, aber zündet leicht.

Willst du gedeihlich Fisch genieſſen
Mußt du ihn stets mit Wein begieſſen.
Den Käs iß nie in Uebermaß,
Mit Brod zum Nachtisch taugt er was.

Der Wein erfreut des Menschen Herz
Zu viel getrunken macht er Schmerz,
Eröffnet sträflich deinen Mund,
Und thut selbst dein Geheimniß kund.

Das Wasser ist der beste Trank,
Es macht fürwahr dein Leben lang,
Es kühlt und reiniget dein Blut,
Und gibt dir frischen Lebensmuth.

Der Branntwein nur für Kranke ist
Gesunden er das Herz abfrißt,
An seinen Trunk gewöhn dich nie,
Er macht dich endlich gar zum Vieh.

Befleiß'ge dich der Reinlichkeit
Luft, Wäsche, Bett sei oft erneut.
Denn Schmutz verderbt nicht blos das Blut
Auch deiner Seel er Schaden thut.

Willst schlafen ruhig und komplett,
Nimm keine Sorgen mit ins Bett,
Auch nicht des vollen Magens Tracht,
Und geh zur Ruh vor Mitternacht.

Schlaf ist des Menschen Pflanzenzeit,
Wo Nahrung, Wachsthum bas gedeiht,
Und selbst die Seel, vom Tag verwirrt
Hier gleichsam neu geboren wird.

Schlafst du zu wenig wirst du matt,
Wirst mager und des Lebens satt
Schläfst du zu lang und kehrst es um
So wirst du fett ja wohl auch dumm.

Willst immer froh und heiter sein
Denk nicht „es könnte besser sein"
Arbeite, bet, vertraue Gott
Und hilf dem Nächsten aus der Noth.

Vermeide allen Müßiggang
Er macht die Zeit und Weile lang
Gibt deiner Seele schlechten Klang
Und ist des Teufels Ruhebank.

Halt deine Seele frei von Haß
Neid, Zorn und Streiters Uebermaß
Und richte immer deinen Sinn
Auf Seelenruh und Frieden hin.

Bewege täglich deinen Leib,
Sei's Arbeit oder Zeitvertreib;
Zu viele Ruh' macht dich zum Sumpf
So wohl an Leib, als Seele stumpf.

Willst sterben ruhig, ohne Scheu
So lebe deiner Pflicht getreu,
Betracht' den Tod als einen Freund,
Der dich erlößt und Gott vereint.

Die Perrücke.

König Friedrich Wilhelm I., der Vater des großen Friedrichs, war schon als Kronprinz ein abgesagter Feind von aller höfischen Pracht, und der ungeheure Aufwand, der von seinem Vater Friedrich I. und andern Großen des damaligen Hofes gemacht wurde, erregte von Kindheit an sein höchstes Mißfallen. Nicht ohne den sichtbarsten Widerwillen trug er auf Befehl seines königlichen Vaters ein kostbares Kleid bei den Hoffesten; einen goldstoffenen Schlafrock aber, der ihm zugesendet wurde, und womit er zu Hause prangen sollte, warf er ohne Umstände im ersten Zorn in das Feuer. Nicht weniger aufgebracht war er gegen die ungeheuren Perrücken, die zu einem vollständigen Staatsanzug gehörten. Wenn er vom Hofe zurückkam, so ermangelte er selten, sie vom Kopf zu reissen, auf die Erde zu werfen und mit den Füßen darauf herumzutretten. Es verdroß ihn, daß er ein so ungeheures Nest von fremden Haaren auf seinem Kopf und Rücken tragen und die französischen Haarkräusler von denen diese Hazeln verschrieben worden, so bedeutende Summen dafür aus dem Lande ziehen sollten. Da zu jener Zeit Alt und Jung Perrücken trug, und es also doch eine Perrücke sein mußte, so wählte sich der Kronprinz lieber ein kleines rundes Perrückchen, einen sogenannten Muffer. Am liebsten würde er sein eigenes Haar getragen haben; dieß aber war so ganz wider die Mode, daß der gemeinste Handwerksmann es nicht wagte, sich auf solche Art auszuzeichnen.

Am Hofe lebte damals der Obermundschenk von Grumbkow. Der Kronprinz ehrte seine vortrefflichen Eigenschaften als Mensch und Staatsmann; allein die Prachtliebe dieses Mannes, und besonders seine unbändige große Allongeperrücke war ihm sehr anstößig.

Er wünschte ihn durch einen Schwank von dieser Schwachheit zu heilen und besprach sich darrüber mit dem gleichgesinnten Prinzen Leopold von Dessau. Eines Abends fuhr er mit ihm zu Grumbkow. Beide waren schlecht gekleidet und hatten kleine Mufferperrücken auf dem Kopf. Die Ankunft so vornehmer Gäste setzte natürlich das ganze Haus in Bewegung, und Beide mußten eine geraume Zeit im Prachtzimmer warten, bis Grumbkow seine goldgestickten und mit Gold durchwirkten Kleider angezogen, und besonders seine große Allongeperrücke aufgesetzt hatte.

Als er endlich erschien, sagte der Prinz: er habe gehört, daß der wackere Grumbkow einen trefflichen Rheinwein im Keller habe, darum habe er und Leopold Lust bekommen, ein paar Flaschen davon mit ihm zu leeren. Hoch erfreut über so viel Ehre ertheilte der Herr vom Hause sogleich die nöthigen Befehle, und in wenigen Minuten standen Gläser nnd Flaschen vor ihnen. Man setzte sich zum Kamin, und es wurde, wie es damals Sitte war, tapfer gezecht, denn Trinken gehörte zu den beliebtesten Unterhaltungen, und auf ein gutes Glas Wein hielt der Prinz ungleich mehr, als auf goldene Tressen und seidene Strümpfe.

Bald wurden die drei Herren ausnehmend munter und scherzhaft; es wurden mancherlei Späßchen gemacht und unversehens sprang der Prinz auf, riß seinen Muffer, der schon ein wenig schief stand, vom Kopf, warf ihn ins Feuer und rief: ein Hundsfott, der es nicht nachmacht! Der Prinz von Dessau war gleich dazu bereit, und Grumbkow, so sehr ihm auch seine Allongeperrücke am Herzen lag, mußte sie nun schon nothgedrungen ebenfalls dem Feuer opfern. Man trank mit kahlen Köpfen noch einige Flaschen, da riß, von einem zweiten Raptus ergriffen, der Kronprinz seinen einfachen Rock vom Leibe und schleuderte ihn in die Flammen des Kamins. Der Fürst von Dessau folgte, und Grumbkow, obwohl er seinen Schmerz kaum verbeißen konnte, mußte ebenfalls mitmachen. Bald kam auch die Reihe an die prachtvolle Goldstoffweste, denn Friedrich Wilhelm warf auch seine Alltagsweste ins Feuer.

Die Gesellschaft saß nun halb im Hemd lustig und vergnügt am Kamin, trank und schwatzte und sang fröhlich fort bis nach Mitternacht, und ging dann auseinander. Der Kronprinz und Fürst Leopold fuhren in Grumbkows Wagen lachend nach Hause.

Das Maschinenkind.

Ich bin nun schon zwölf Jahre alt,
Und doch so schwach und klein;
Die Wangen bleich, die Lippen blau:
Wie könnt es anders sein?

Noch zählte ich 8 Sommer kaum,
Mußt ich verdienen gehn;
Mußt dort in dem Maschinenhaus
Stets auf die Spindeln sehn.

Stand da gebannet Jahr und Tag
Und Tag und Nächte gleich;
Drum welkten mir die Lippen blau,
Und meine Wangen bleich.

Durft nimmer mich der Blumen freun,
Nicht trinkeu Sonnenschein;
Drum schwellen meine Kniee auf,
Und bin ich schwach und klein.

O, ihr dort, Schäflein auf der Flur,
Hüpft munter hin und her,
Ach! welch ein Glück in freier Luft:
Daß ich ein Lamm doch wär!

Ihr Vöglein hauset dort im Wald,
Und singet durch den Hain;
Schwingt frei euch durch den Himmelsraum:
Dürft ich ein Vogel sein!

Doch ich bin ja ein armes Kind!
Muß in's Maschinen Haus;
Und bis die Ablösgloke tönet,
Darf nimmer ich hinaus.

Und dann auch bin ich noch nicht frei,
Soll in die Schule gehn.
Mit mattem Aug und müdem Leib:
Was soll ich da verstehn?

Soll lesen noch von Seligkeit,
Von einem guten Gott:
Es treibt mit dem Maschinenkind
Die Menschenliebe Spott.

Der Vater geht zur Schenke hin,
Die Mutter kocht Kaffe.
Ich aber muß verdienen gehn,
Und ist mir doch so weh!

Ein industrieller König.

Zwei junge Franzosen, Combes und Tamisier, haben einige bisher fast unbekannte Theile von Afrika durchreist. Im Königreiche Choa, erzählen sie, sitzt Salcho Silastri auf dem Throne. Sein Hof ist der glänzendste in Abyssinien. Seine Pferde und Maulthiere sind mit reichem Geschirr bedeckt. Silber in Blättern mit zierlichen mannichfaltigen Linien, schmückt seine Lanzen und Schilde. Den Freitag sitzt er den größten Theil des Tages auf einer Gallerie und spricht Recht. Abends läßt er sich von Priestern aus der Bibel vorlesen. Er leitet aber auch selbst die industriellen Künste, für welche er eine wahre Leidenschaft hegt. Seinen Palast bewohnen Weber, Tischler, Maurer und andere Handwerker, die unter seinen Augen Pulver verfertigen, Flinten ausbessern, Gold, Silber und Elfenbein bearbeiten, Zeuge weben ꝛc. Aus seinen Werkstätten gehen schöne Zeuge und eine Menge Säbel, Schilde, Lanzen, Armbänder ꝛc. hervor. —

Stolz eines Hundes.

Ein geschickter Schütze lieh einst einen guten Jagdhund einem Freunde, der sich sein Gewissen nicht mit dem Tode vieler Rebhühner beschwert, wie oft er dieselben auch in Furcht gejagt hatte. Nachdem er auf einige Rebhühner wirkungslos gefeuert hatte, die der Hund ihm aufgesucht, kehrte derselbe, offenbar ärgerlich, um, ging nach Hause und konnte nie wieder vermocht werden, jenen ungeschickten Schützen zu begleiten. —

An einem heißen Sommertage verlangte ein Bettler von einem Bauern ein Glas Most. Der Bauer gab ihm, und als der Bettler ihn getrunken hatte, fragte dieser jenen: ob er noch mehr dergleichen Most habe? Der Bauer, welcher besorgte, er müße noch einmal zum Faße, bemerkte: Der Most sei bald am Ende. Der Bettler sagte: I ha no wellä sägä, wenn ehr noh meh hebet, so selet er omman anderä Bettler us, — i trinkä kä dera Most meh.

Ein Schulmeister ließ seine Schüler die Geschichte 4 B. Mos. 13. lesen, wo es heißt: Die Kundschafter haben im Lande Kanaan eine Weintraube gefunden, die sie von zwei Männern tragen ließen, und bemerkte: Nicht wahr, meine Lieben, das war doch eine große Traube! Ein Knabe entgegnete: Jo, aber es stoht nüd, daß si gnueg a der Trubä zträgä gha heiet.

In einem Dorfe ward ein toller Hund erlegt. Zur Vorsicht erließ die Polizei die Verordnung, daß allen Hunden eine Halfter oder ein Band solle angelegt werden, damit sie nichts mit der Schnauze erfassen können. Der beauftragte Polizeidiener verkündete im ganzen Dorfe: Alle diejenigen welche Hunde haben, sollen Schnoräband anlegen!

Ein Ehemann beklagte sich vor Behörde: Seine Frau sei mit einem Messer gegen ihn gefahren. Die Frau läugnete es. Er erwiederte: Wohl, wohl du hest mi wellä — n — erstechä wie si si ghört.

Zwei Fuhrleute waren bei einander in der Schenke. Einer von ihnen mochte nicht alles vorgesetzte Brod aufessen; er wollte es aber nicht dem Wirthe lassen, sondern sagte, das Stück in die Tasche stekend: er wolle es lieber einem Hunde geben, als dem Wirthe schenken. Sie fuhren weiter. Auf dem Wege langt der Eine das Stük Brod hervor und ißt es. Der Andere sagte: Lueget, gradjez freßt der Hond s' Brod.

Zwei Appenzeller saßen beieinander im Wirthshause. Der eine bekam eben eine frische Flasche lebhaften Weins, der eine Menge kleiner Bläschen aufstieß. Der Andere fragte: Wäschst du, was die vielä Chrälleli bedeutet? Nein, antwortete der Erste. Das sönd luter chline Närrli, si hend e große Freud, daß si bald in großän inä chönet.

Ein Halbwisser rühmte sich in einem Wirthshause seiner Kenntnisse und seines Lehrers. Sein Nachbar fragte ihn: Ob er auch Lehrlohn habe geben müssen? Nein, war die Antwort, warum? Drum wollte ich sagen: dein Lehrer hätte dir das Geld abgenommen wie ein Schelm und wie ein Dieb.

Ein Herr sagte zu einem berauschten, der immer rechts und links schwankte: He, he, Nachbar, ihr brauchet eine breite Straße! Der berauschte erwiederte: Ehr sönd gwöß en Rothsher, die laufet gern offem Bort ossä (auf Seitenwegen).